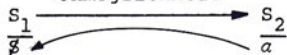


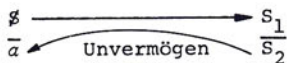
Diskurs des HERRN

Unmöglichkeit



— erhellet durch Regression des:

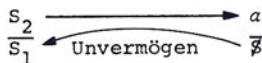
Diskurs der HYSTERIKERIN



Die Plätze:

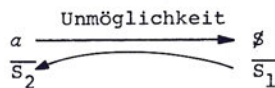
<u>der Agent</u>	<u>der andre</u>
die Wahrheit	die Produktion

Diskurs der UNIVERSITÄT



— erhellet aus seinem "Progreß" in den:

Diskurs des ANALYTIKERS



Die Terme:

S ₁	der Herrnsignifikant
S ₂	das Wissen
ξ	das Subjekt
α	die Mehrlust

ZEITSCHRIFT
FÜR
PSYCHOANALYSE

NR. 5/6

DEZEMBER 1980

Jacques Lacan	5	Was ist das, der Signifikant?
Norbert Haas	9	Exposé zu Lacans Diskursmathemen, Teil II: Die Terme
Roland Chemama	35	Einige Überlegungen zur Zwangsneurose, ausgehend von den „vier Diskursen“
Jacques Lacan	50	Der Individualmythos des Neurotikers
Hans-Joachim Metzger	69	Zur Auflösung der Ecole freudienne de Paris
	4, 8	Mitteilungen

ABBILDUNGSNACHWEIS: Die hintere Umschlagseite zeigt einen dos à dos-Einband aus der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts. Rücken an Rücken gebundene Bücher kamen um diese Zeit in England in Mode. Für das Cliché danken wir dem Antiquariat Gunnar A. Kaldevey in Düsseldorf.

Herausgegeben von: Norbert Haas, Vreni Haas, Christiane Schrüblers
unter ständiger Mitarbeit von Hans Joachim Metzger

Graphische Gestaltung: Lucienne Demoisy

Satz: Hoffmann, Darmstadt

Druck: Rohr Druck Hildebrand GmbH, Kaiserslautern

Printed in Germany

ISSN 0344 8274

© 1980 Verlag der Wunderblock

Niebuhrstraße 77, D-1000 Berlin 12

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck mit Genehmigung des Verlags

Dieses Doppelheft des Wunderblock ist dem Seminar über Jacques Lacans Diskursmathema gewidmet, das die Sigmund Freud Schule Ende September letzten Jahres in Berlin veranstaltet hat. Es bringt neben der Niederschrift des einführenden Vortrags sämtliche Texte, die der Arbeit des Seminars und seiner Arbeitsgruppen zugrundelagen.

Die Absicht des Seminars war es, Freuds Studie „Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose“ im Licht der Diskursmathematisierung zu lesen, die Lacan in seinem (bisher unveröffentlichten) Seminar „L'envers de la psychanalyse“ von 1969/70 entwickelt hat. Es lag nahe, Chemamas Aufsatz, der am „Rattenmann“ der Vermutung nachgeht, daß der Diskurs des Zwangsneurotikers mit dem Diskurs der Universität identisch sei, zu den Materialien des Seminars zu legen. Nahe auch, sich mit dem hier abgedruckten frühen Vortrag Lacans zu beschäftigen, ein Text, der, lange vor der Mathematisierung entstanden, in manchem historisch („intersubjektive Beziehung“ in der Kur), in vielem jedoch retroaktiv von dieser aus zu lesen wäre. Dokumentiert ist somit eines der wesentlichen Vorhaben der Sigmund Freud Schule: die Übung, Freud mit Lacan zu lesen.

*Lacan hat, gegen manche Versuche, bei bestimmten historischen Einschnitten stehenzubleiben, die Dynamik der Freudschen Begriffsarbeit freigelegt – nicht zuletzt dadurch, daß er Freud im Kontext der modernen Wissenschaften (nicht nur vom Menschen) las. Er zeigt auch, wie bei Freud Späteres früh angelegt, Frühes im Späten entfaltet wird. Wie sollte, wer mit Lacan weitermacht, es mit Lacan nicht ebenso halten? Gerade hier jedoch ist ein Mangel der bisherigen Arbeit mit Lacan zu notieren: Zu oft greift **man** sich dies oder jenes, in diesem oder jenem Interesse, aus seinem Werk heraus und erklärt es für – brauchbar. Daß seit einiger Zeit **mehr** von Lacan auf Deutsch vorliegt, kann vielleicht dazu*

reizen, der Entwicklung der Grundkonzepte der Lacanschen Lehre in ihren Wandlungen und in ihren Registerwechseln nachzugehen. Ein Wunsch, denn auch im Wunderblock steht davon bis jetzt nichts und aus Frankreich kommt nur wenig.

Aus Raumgründen konnte in diesem Heft nur der eine Teil des Exposés von Norbert Haas abgedruckt werden. Man entschied sich, gegen die Chronologie mit dem zweiten Teil der Rede zu beginnen, die von den Termen der Diskursmathematik handelt. Der erste Teil, zu den Plätzen in den Diskursen, soll in einem der nächsten Hefte folgen. An gelegentlichen Verweisen, die die Kenntnis des ersten Teils verlangen, wird man sich nicht aufhalten.

An den Anfang gestellt als Nadelöhr für die diversen Fäden, die hier und dort sich in den Texten finden mögen, ist ein Stück Lacanscher Rede vom Signifikanten.

■ Die SIGMUND-FREUD-SCHULE lädt im Winter 1980/81

zu den folgenden Seminaren ein:

Norbert Haas: *Übersetzung und Kommentar von Jacques Lacan:
L'Étourdit*
(einige Grundkenntnisse im Französischen sind erforderlich)
Beginn: Anfang Dezember
Ort und Zeit werden noch bekanntgegeben

Lutz Mai

unter Mitarbeit von

Horst Wittenbecher: *Übertragung*
Beginn: 18. 9. 1980
Zeit: Do 20.30 Uhr
Ort: Carmerstr. ESG

Unkostenbeitrag je Seminar DM 30.-.

Anmeldungen an die SIGMUND-FREUD-SCHULE, 1 Berlin 12, Niebuhrstr. 77.

Bei dem folgenden Text handelt es sich um den zweiten Teil der zweiten Seminarsitzung, FÜR JAKOBSON, vom 19. Dezember 1972 aus ENCORE. Dieses Seminar wird, übersetzt von Norbert Haas, Vreni Haas und Hans Joachim Metzger, voraussichtlich im Frühjahr 1982 im Walter Verlag erscheinen, dem wir für die Erlaubnis zum Vorabdruck danken.

Was ist das, der Signifikant?

Der Signifikant – wie ihn die Riten einer linguistischen Tradition weitergeben, die nicht spezifisch saussurianisch ist, sondern bis zu den Stoikern zurückgeht, von wo aus sie sich beim heiligen Augustinus widerspiegelt – ist in topologischen Termen zu strukturieren. Tatsächlich ist der Signifikant zunächst das, was Signifikatswirkung hat, und es ist wichtig, nicht zu übergehen, daß zwischen beiden ein Gesperstes zu überwinden ist.

Diese Weise der Toplogisierung dessen, was es mit der Sprache auf sich hat, wird auf die bewundernswerteste Art von der Phonologie illustriert, sofern diese nämlich den Signifikanten im Phonem inkarniert. Indessen läßt sich der Signifikant in keiner Weise auf diesen phonematischen Träger einschränken. Also nocheinmal – was ist das, ein Signifikant?

Ich muß hier bereits einhalten, wenn ich die Frage in dieser Form stelle.

Ein, vor den Begriff gestellt, ist als unbestimmter Artikel verwendet. Es unterstellt bereits, daß der Signifikant kollektiviert werden kann, daß man aus ihm eine Kollektion bilden kann, daß man von ihm sprechen kann als von etwas, das sich totalisieren läßt. Ein Linguist hätte indessen sicher Mühe, scheint mir, eine solche Kollektion zu begründen, sie auf ein *der* zu gründen, denn es gibt kein Prädikat, das dies erlaubte.

Wie Jakobson darauf hingewiesen hat, namentlich gestern, ist es nicht das Wort, was den Signifikanten begründen kann. Das Wort hat außer dem Wörterbuch, in das es aufgenommen werden kann, nichts, worin es eine Kollektion bilden könnte. Um Ihnen dies spürbar zu machen, könnte ich vom Satz sprechen, der hier gleichfalls jene signifikante Einheit darstellt, die man bei Gelegenheit nach typischen Beispielen in einer gegebenen Sprache sammeln wird, ich will

aber lieber an das Sprichwort erinnern, für das mich ein gewisser kleiner Aufsatz von Paulhan, der mir kürzlich in die Hände fiel, auf das Lebhafteste eingenommen hat.

Paulhan, in jener Art mehrdeutigem Dialog, der das Fremde eines gewissen linguistischen Zuständigkeitsbereiches erfaßt, hat bemerkt, daß das Sprichwort bei den Madegassen besonderes Gewicht hatte, eine spezifische Rolle spielte. Daß er das bei dieser Gelegenheit entdeckt hat, hindert mich nicht, weiter zu gehen. In der Tat läßt sich an den Rändern der Sprichwortfunktion erkennen, daß die Signifikanz etwas ist, das sich vom Sprichwort zur Redewendung auf-fächert, wenn Sie mir diesen Ausdruck erlauben.

Suchen Sie zum Beispiel im Wörterbuch den Ausdruck *à tire-larigot* und Sie werden mir Neuigkeiten berichten. Man geht so weit, einen Herrn namens Larigot zu erfinden und schließlich, indem man diesem das Bein wegzieht, einen *à tire-larigot* zu kreieren . . . Was soll das heißen, *à tire-larigot*? – und dergleichen extravagante Dinge mehr? Sie heißen nichts anderes als eben das – Subversion des Begehrens. Darin ist der Sinn des *à tire-larigot*. Durch das angestochene Faß der Signifikanz strömt *à tire-larigot* ein Bockbier, ein Starkbier von Signifikanz.

Was ist das, diese Signifikanz? Auf der Ebene, auf der wir sind, ist es das, was Signifikatseffekt hat.

Vergessen wir nicht, daß die Beziehung des Signifikanten und des Signifikats zu Anfang als arbiträr bestimmt worden ist, zu Unrecht. Jedenfalls drückt sich Saussure, wahrscheinlich *contre coeur*, so aus – gedacht hat er durchaus anders und durchaus näher am Text des *Kratylos*, wie das, was er in den Schubladen hatte, zeigt, nämlich Anagrammgeschichten. Was da für arbiträr gilt, das ist, daß die Signifikatswirkungen dem Anschein nach nichts zu tun haben mit dem, was sie verursacht.

Nur, sie haben dem Anschein nach nichts zu tun mit dem, was sie verursacht, weil damit gerechnet wird, daß das, was sie verursacht, eine gewisse Beziehung mit Realem unterhalte. Ich spreche vom seriösen Realen. Das Seriöse man muß da schon einen Streich wagen, um sich dessen gewahr zu werden, man muß schon ein wenig meinen Seminaren gefolgt sein – kann nur das Serielle sein. Das bekommt man nur heraus nach einer sehr langen Zeit des Ausziehens, des Ausziehens aus der Sprache heraus von etwas, das in ihr befaßt ist, und worüber wir, an dem Punkt meines *Exposés*, an dem ich jetzt bin, nur eine entfernte Vorstellung haben – und wär's auch nur bezüglich dieses unbestimmten *ein*, dieses Trügerwerks, von dem wir nicht wissen, wie wir es in bezug aufs Signifikante funktion-

nieren machen können, damit es dieses kollektiviere. In Wahrheit werden wir **sehen**, daß wir es umgekehrt zu machen haben und, statt nach dem *ein* Signifikant, nach dem Signifikanten *Ein* fragen müssen – soweit sind **wir** aber noch nicht.

Die Signifikatswirkungen haben dem Anschein nach nichts mit dem zu tun, was sie verursacht. Das heißt, daß die referenziellen Bezüge, die Dinge, an die man über den Signifikanten herankommen soll, lediglich approximativ bleiben – makroskopisch zum Beispiel. Was dabei wichtig ist, ist nicht, daß das imaginär wäre – es wäre ja schließlich sehr **gut**, wenn der Signifikant es erlaubte, das Bild auszumachen, dessen wir für unser Glück bedürfen, das ist aber nicht der Fall. Charakteristisch, auf der Ebene der Unterscheidung Signifikant/Signifikat, charakteristisch für das Verhältnis des Signifikats zu dem, was als unerlässliches Drittes da ist, nämlich der Referent, ist eigentlich, daß das Signifikat es verfehlt. Der Kollimator funktioniert nicht.

Der Gipfel des Gipfels ist, daß man sich desselben trotzdem bedienen kann, indem man andere Tricks wählt. Um die Funktion des Signifikanten zu charakterisieren, um sie zu kollektivieren auf eine Weise, die einer Prädikation ähnlich sieht, haben wir das, wovon ich ausgegangen bin, die Logik von Port-Royal. Recanati hat Sie neulich an die substantivierten Adjektive erinnert. Die Rundheit bildet man aus rund, und, warum nicht, Gerechtigkeit aus **gerecht** etc. Das läßt uns unsere Blödigkeit vorantreiben, und sagen, daß sie möglicherweise nicht, wie man glaubt, eine semantische Kategorie ist, sondern eine Weise, das Signifikante zu kollektivieren.

Warum nicht? – der Signifikant ist blöde.

Mir scheint, daß das ein Lächeln hervorrufen kann, natürlich ein blödes Lächeln. Und ein blödes Lächeln ist, wie jeder weiß – man braucht da nur in die Kirchen zu gehen – ein Engelslächeln. Das ist sogar die einzige Rechtfertigung der pascalischen Ermahnung. Und wenn der Engel ein so blödes Lächeln hat, so deshalb, **weil er** im höchsten Signifikanten schwimmt. Ein wenig auf dem Trockenen zu sein, würde ihm wohl tun – vielleicht würde er nicht mehr lächeln.

Nicht daß ich nicht an die Engel glaubte – jeder weiß, daß ich an sie glaube, unauslöschlich und sogar unausteilhardlich – nur, ich glaube nicht, daß sie die geringste Botschaft bringen, und darin sind sie **wahrlich** signifikant.

Warum betonen wir die Funktion des Signifikanten dermaßen? Weil es hier um die Grundlage der Dimension des Symbolischen geht, die wir als solche allein durch den analytischen Diskurs isolieren können.

Ich hätte auch anders an die Dinge herangehen können – indem ich Ihnen gesagt hätte, wie man's anstellt, wenn man mich um eine Analyse fragen will, zum Beispiel.

Ich wollte nur nicht an diese Frische rühren. Es hätten sich welche wiedererkennen können – Gott weiß, was sie sich dann eingebildet hätten, was ich denke. Womöglich würden sie glauben, daß ich sie für blöd halte. Was wahrhaftig der letzte Gedanke ist, der mir in einem solchen Fall kommen könnte. Es geht vielmehr darum daß der analytische Diskurs ein substantiviertes Adjektiv einführt, die Blödigkeit, insofern diese eine Ausübungsdimension des Signifikanten ist.

Und hier muß man näher zusehen.

■ Die SIGMUND-FREUD-SCHULE veranstaltet vom 29.–31. 5. 1981 in Berlin ein Seminar mit dem Titel „Der blöde Signifikant und die Schrift – Stilfragen“. Das Seminar wird von Jutta Prasse geleitet. Analytiker und Analysanten, die teilnehmen wollen, mögen sich bis 15. April 81 bei der SFS, c/o DER WUNDERBLOCK, Niebuhrstraße 77, D-1000 Berlin 12 anmelden. Die Teilnahmegebühr beträgt DM 100,-. Die Anzahl der Teilnehmer ist auf 30 begrenzt.

Vom 25.–27. September 1981 hält die SIGMUND-FREUD-SCHULE ein Seminar in Basel ab. Thema: „Psychoanalyse – Institution, Staat, Therapie“. Das Seminar wird von Robert Stalder geleitet. Eine Beschränkung des Teilnehmerkreises ist bislang nicht vorgesehen; es empfiehlt sich aber, sich frühzeitig bei der SFS für dieses Seminar anzumelden (letzter Termin: 31. 7. 1981). Die Teilnahmegebühr beträgt DM 100,-.

EXPOSE ZU LACANS DISKURSMATHEMEN TEIL II: DIE TERME

Norbert Haas

EINE GRÜBELMASCHINE

Mir sind gestern abend im Anschluß an den Vormittag Dinge gesagt worden, mit denen ich heute beginnen möchte. Eines vor allem hat mich berührt. Es wurde gesagt, daß in meinem Versuch, zum Aussagen, zur énonciation zu sprechen, zu hören gewesen sei, daß ich mich vielleicht zu sehr als ein Sinnbedürftiger ausgedrückt hätte. Das ist mir nicht gegenwärtig gewesen, aber wenn es so gehört worden ist, dann wird es wohl so sein.

Ein Zweites: In der Ankündigung dieses Seminars ist von „Diskurstheoremen“ die Rede gewesen. Korrekt, wurde ich erinnert, sollte es *Matheme* heißen. Ich bin einverstanden, weil an der Lacanschen Formalisierung der Diskurse nicht nur das Fiktionale hervorgehoben werden soll, sondern die Tatsache der Anschreibung und topischen Verformung von Gebilden der Rede. Ich will Sie bitten, das Exposé von gestern wie das, was ich heute tun will, auch als Eingeständnis der Schwierigkeit zu nehmen, die ich im Umgang mit der Mathematisierung empfinde, der ich aber gleichwohl zu folgen versuche.

Es ist schon erstaunlich, daß Lacan, der erst seit ein paar Jahren von Mathemen spricht, bereits im *Mythe individuel* so etwas wie eine Entscheidungsmaschine konstruiert, deren Funktionieren all die Zwangsbedenklichkeiten, diese Bürokratie der Gedanken, wie sie für den Rattenmann kennzeichnend ist, regiert, und die nach mathematischer Behandlung verlangt. Ihr Programm, dem eine Blockierung eingeschrieben ist – weshalb man sie besser eine Grübelmaschine heißen könnte –, besteht in einer Art gedoppelten Schuld, die in den Phantasien des Rattenmanns wirkt, die ihm aber aus der Rede der Generation zuvor überkommen ist.

Es gab da, erfahren wir, einen Bekannten, dem der Vater eine Schuld nicht

zurückgezahlt hat. Der Vater Ernst Lehrs' war Unteroffizier – eine Bezeichnung, die es, wie Lacan vermerkt, nicht verfehlen konnte, zum Spott herauszufordern – und dieser unteroffizierliche Vater ist einem Kameraden eine kleine Summe Geld, mit der dieser ihm aus einer argen Verlegenheit half, schuldig geblieben. In Freuds Niederschrift heißt es: „Der Vater hatte einmal eine kleine Summe Geldes, über die er als Unteroffizier verfügen sollte, im Kartenspiele verloren (*Spielratte*) und wäre in arge Bedrängnis gekommen, wenn ein Kamerad sie ihm nicht vorgestreckt hätte. Nachdem er das Militär verlassen und wohlhabend geworden war, suchte er den hilfreichen Kameraden auf, um ihm das Geld zurückzugeben, fand ihn aber nicht mehr.“

Der Nebensatz: „nachdem . . . er wohlhabend geworden war“ ist sehr wichtig, denn er führt die Verkoppelung dieser einen Schuld mit einer zweiten vor Augen, die freilich auf einem andern Gebiete liegt, aber auch mit Geld zu tun hat.

Diese andere Schuld oder Hypothek resultiert daraus, daß der Vater zwischen zwei Frauen zu wählen hatte, einer armen Schönen und einer reichen Schönen, und er schließlich die wählte, die ihm von seiner Familie zugedacht worden war um seiner Geschäftsfähigkeit willen. Damit wählt der Vater die Frau, die er nicht begehrt, und er begehrt die, die er nicht wählen durfte. Man spricht hier mit einem uneigentlichen Ausdruck von „Vernunfttehe“, besser wäre es, von einer durch die Familie induzierten Heirat zu sprechen. Dies also die zweite Schuld, die gleichfalls nicht abzutragen war.

Sie erinnern sich, wie Ernst Lehrs am Ende einer Waffenübung sich wider besseres Wissen in eine Situation manövriert, in der es ihm gleichfalls unmöglich wird, eine Schuld zu begleichen. Und außerdem tauchen in dieser wahnhaften Geldgeschichte *zwei* Frauen auf, das Postfräulein und eine hübsche Wirtstochter, zwischen denen die Neigung Ernst Lehrs' so ins Schwanken kommt, daß er, statt sich zu entscheiden, lieber am Ort seiner Gedanken verharret, die sich, wenn nun auch auf einer anderen Ebene als der realen, in einem eigentümlichen Schwanken halten, das der Blockierung der Maschine entspricht.

Die zwei nicht erstatteten und nicht erstattbaren Schulden werden nämlich in dieser von Lacan beschriebenen Maschine, von der Ernst Lehrs beherrscht ist, in einem dauernden Wechsel der Bereiche übereinanderprojiziert, und zwar so, daß es unmöglich ist, diese zwei Bereiche der Schuld zur völligen Deckung zu bringen. Der unablässige Versuch jedoch, eine Deckung doch noch zustande zu bringen, macht das Drama dieses Zwangsneurotikers aus.

„Der Individualmythos des Neurotikers“, dieser frühe Aufsatz Lacans, wäre

also gerade auf das Maschinenhafte hin zu lesen. Dabei bliebe aber zu berücksichtigen, daß das Material, in dem die Maschine arbeitet und das sie bearbeitet, ein *sprachliches* Material ist. Auch das hat gestern abend jemand bemerkt: Je mehr in der Geschichte der Psychoanalyse vom „Affekt“ geredet worden ist, umso weniger hat Lacan dies getan. Was geschieht in dieser Analyse des Rattenmanns? Doch nicht ein Wiedererleben, ein Wiederaufleben eines alten Ereignisses. Freud wagt aufgrund reiner Tatsachen der Rede die Interpretation, daß Ernst Lehrs im Alter von sechs Jahren von seinem Vater beim onanistischen Genuß gestört worden sei. Vielleicht stimmt das gar nicht in der Wirklichkeit, das ist aber auch nicht die Frage. Es hat im Verlauf der Kur, in der Konstruktion der Analyse, die größten Folgen, und, wo Rauch ist, muß auch Feuer sein oder besser: etwas oder einer, der das Feuer macht. Sowie die Störung zur Sprache gekommen ist, produziert sich in ihren mannigfaltigen Verschiebungen die Rattenphantasie des Ernst Lehrs, was Freud in seinen Notizen am Rand mit dem Wort „Rattenlösung“ kommentiert: Heiraten, Raten, Ratten, Spielratte, Natter (Wurm), Vater usf. Die Maschine spielt eine Kette von Signifikanten.

ROM, ROMAN

Eine Reprise des Rattenmanns findet sich in der „Rede von Rom“. Ich möchte die Stelle (*Schriften I*, 146 ff.) lesen:

„Freud läßt seinen Patienten in dem Bericht von der Taktlosigkeit des Vaters, von seiner Heirat mit der Mutter, von dem „hübschen armen Mädchen“, von den unglücklichen Liebesaffären, von der Undankbarkeit in der Erinnerung an einen hilfreichen Kameraden – Freud also läßt seinen Patienten mit der schicksalhaften Konstellation, die selbst seine Geburt beherrschte, in seiner Lebensgeschichte das Aufklaffen wiederfinden, das jene symbolische Schuld unmöglich zuzuschütten vermochte, deren Protest die Neurose ist.“

Die Schuld, die die Neurose protestiert – wie man einen Wechsel protestiert – diese Schuld des Vaters, Ernst Lehrs gezeugt zu haben in der Folge einer Geldheirat. Die Neurose des Sohns: die ununterbrochene Einforderung einer Schuld, die nicht abzutragen ist.

„Hier gibt es keine Spur eines Rückgriffs auf das gemeine Gespenst einer was-weiß-ich-wie-gearteten ursprünglichen „Furcht“, auf den doch recht einfach zu mobilisierenden Masochismus, noch gar auf jenen zwanghaften Gegen-Zwang, den gewisse Analytiker unterm Titel der Widerstands-

analyse propagieren. Die Widerstände selbst werden, wie ich anderswo gezeigt habe, so lange wie möglich in Richtung auf einen Fortschritt des Diskurses genutzt. Und wenn es notwendig wird, ihnen ein Ende zu setzen, erreicht man es, indem man ihnen nachgibt.

Auf diese Weise gelingt es dem Rattenmann, subjektiv zu einer wirklichen Vermittlung in Form einer Übertragung zu gelangen, indem er Freud eine imaginäre Tochter schenkt, um durch sie einen Bund mit ihm einzugehen. In einem Schlüsseltraum enthüllt sie ihm ihr wahres Gesicht: das des Todes, der ihn aus seinen Bitumenaugen anschaut.“

Im Text: „Dreckpatzen“. Ernst Lehrs hat auf der Stiege im Hause Freuds ein Mädchen gesehen, das er für die Tochter Freuds hält. In einem Traum sieht er an der Stelle ihrer Augen, das heißt an der Stelle von Brillen – das fehlt hier, im *Mythe individuel* ist es erwähnt, was nicht unerheblich ist für die imaginäre Relation, mit den Brillen, den „Gläsern“ wird der Spiegel eingeführt – an der Stelle von Brillen sieht er Dreckpatzen.

„Wenn nun beim Subjekt mit diesem symbolischen Pakt . . .

Wundern Sie sich nicht, daß jetzt vom Symbolischen die Rede ist, wo doch vorher von einer „imaginären Tochter“ die Rede war. Es geht hier um einen Pakt in der Übertragung. Und zwar hat das Subjekt hier Freud nicht länger mehr als Freund, Dr. Guthmann, im Auge, auch nicht als „grausamen Hauptmann“, es knüpft mit ihm symbolische Bande, wodurch im Diskurs des Analytikers jene Lücke im symbolischen Band emergieren kann, die das Objekt des Begehrens ist. Ernst Lehrs sieht nicht länger, sondern er wird angesehen. Das Objekt seines Begehrens ist im Begriff, da zu sein: ein Blick.

. . . die Tricks seiner Knechtschaft verschwinden, läßt die Realität es nicht im Stich und erfüllt seinen Wunsch nach einer Vermählung mit dem Tod.“

Und Lacan fährt fort mit einem Satz, der für mich der Stolperstein dieser Passage ist, denn ich frage mich, ich frage Sie, was hier „Schönheit“ heißt.

„Die als Epitaph fungierende Notiz, die Freud 1923 diesem jungen Mann gewidmet hat, der ‚wie so viele andere wertvolle und hoffnungsvolle junge Männer‘ in einem Krieg umgekommen ist, der seinen Fall mit der Härte des Schicksals beendet hat, diese Notiz also erhebt den Fall zur Schönheit des Tragischen.“

Wer mit Freud geht, hat wohl seinen Weg nach Rom zu gehen, den Lacan in seiner Rede gegangen ist. Es gibt aber, damit noch Spannung bleibe, den Weg in der anderen Richtung, in und über den Roman, in jene Geschichte und Ge-

schichtchen, die Ernst Lehrs aus der Rede des Andern kommen, die ihn zwar leiden, aber doch leben lassen. Und so fährt Lacan weiter:

„Um zu wissen, wie man dem Subjekt in der Analyse antworten soll, muß man methodisch zunächst den Ort ausfindig machen, an dem sich sein *ego* befindet.“

Das wäre die, nicht selten mühselige, Rekonstruktion jener Instanz, die die Summe der imaginären Identifizierungen ist.

„Es handelt sich um jenes *ego*, das Freud selbst als durch einen sprachlichen Kern geformt definiert hat.“

Auch diesen Hinweis sollte man aufgreifen. Schon der Aufsatz zum Spiegelstadium verbietet es, das Imaginäre und das Symbolische als zwei absolut getrennte Dimensionen zu verstehen. Es ist vielleicht nicht müßig, darauf hinzuweisen, daß das Kind, das seine imaginäre Einheit im Spiegel wahrnimmt, während es motorisch noch diskoordiniert ist, diese Einheit nicht sprachlos wahrnimmt, sondern sich von einer Person vor den Spiegel gehalten sieht, die „das Ganze“ kommentiert, mit Worten begleitet, wodurch das Kind von ihr als von einem Andern auch Sprache erhält und fortan sein Begehren aus diesem Andern, Sprachlichen auszieht.

„Anders gesagt: es geht darum zu erkennen, durch wen und für wen das Subjekt *seine Frage* stellt. Solange man das nicht erkannt hat, läuft man Gefahr, das Begehren, das es in dieser Frage zu erkennen gilt, und zugleich das Objekt, auf das dieses Begehren sich richtet, widersinnig zu übersetzen.“

Soweit die Aufnahme der Analyse des Rattenmanns in der „Rede von Rom“, die auch eine Rede vom Roman ist.

Es ist tatsächlich so, daß das Subjekt, das spricht, nicht so verstanden werden kann, daß es nicht wisse, **was es** sagt. Die Vorstellung, daß hinter oder unter dem manifesten Inhalt einer Rede, eines Textes ein latenter Inhalt zu entdecken sei, ist eine irreführende Vorstellung. Mit Hermeneutik, der Aufdeckung eines mehrfachen Schriftsinns hat Psychoanalyse nichts zu tun. Das Problem ist nicht, daß das Subjekt nicht weiß, *was* es sagt. Das Problem ist, daß das Subjekt nicht weiß, *wer* in seiner Rede spricht und *wo* der Ort ist, von dem aus spricht, was in seiner Rede spricht.

Es ist bei Freud klar erkannt, daß die Rede des Rattenmanns diesem aus einer scheinbar harmlosen Neckerei seiner Eltern kommt. Ernst Lehrs hat als Hypothek seines Begehrens ein Spielchen mitbekommen, das zwischen den Gatten

wohl oft wiederholt worden ist, ein scheinbar harmloses Spielchen, in dem die Mutter zu ihrem Mann sagt: „Aber eigentlich hättest du doch lieber die andere gehabt.“ Von dieser Neckerei sagt Lacan im *Mythe individuel* sehr erhellend, daß sie ein *artifice* ist, ein Künstliches. Also etwas aus Worten und der Wiederholung dieser Worte, ein kunstvoller Ohrwurm, ein winziges Stück Familienroman, in dem gleichwohl die Fabel steckt, deren Entfaltung der Roman ist und bei Ernst Lehrs die Neurose.

Ich komme jetzt zu den vier Elementen (Termen) der Diskurse. Ich schreibe an:

- S₁ S für Signifikant, mit dem Index 1: der Herrens signifikant, der einzige Signifikant
- S₂ auf der Ebene der Diskursmatheme: das Wissen, der binäre Signifikant
- § sujet barré, hier schwankt die Übersetzung ein wenig, in den „Schriften“ heißt es „schräggestrichenes Subjekt“. Wenn man sich entschließt, *barre* mit „Barre“ wiederzugeben, müßte es heißen: das barrierte oder das gebarrte Subjekt – warum nicht.
- a das Objekt klein a, Objekt des Begehrens, das plus-de-jour, die „Mehr-Just“, wie Lacan selbst in *L'envers de la psychanalyse* übersetzt.

PANAGIOTIS VARDIS: (*Beginn auf dem Tonband nicht verständlich*) Lacan bestimmt das Objekt klein a als das Objekt aller Objekte und spricht von Objektalität im Gegensatz zu Objektivität. Diese Illusion, dieses realisierte Phantasma, das gerade durch den universitären Diskurs überall sein Unheil anrichtet, nämlich dieser Objektivierungsdrang hat sich nicht zuletzt bei den Psychos, bei der psychologisierenden Bewegung wie ein ungeheuerliches Feuer verbreitet. Es ist aber nichts anderes als die Realisierung eines besonderen Phantasmas. Lacan formuliert die Objektalität im Seminar VII, in dem es um die Ethik der Psychoanalyse geht, im Gegensatz auch zur Kausalität.

Das Objekt in der Auffassung der Psychoanalyse ist ursächlich für das Begehren, und zur Ursache ist immer eine Kluft, die der universitäre Diskurs, der sich in kausalen Ableitungen ergeht, nicht konzidieren kann. Rein universitär ist die Auffassung, daß es so etwas geben könne wie einen Weg vom Unbewußten zum Bewußten, in dem schließlich keine Kluft mehr sei. Gerade was mit der Psychoanalyse unweigerlich geschieht, sowie sie in den universitären Diskurs gerät, nämlich die Zuschüttung der Kluft zur Ursache des Begehrens, kann manches an diesem Diskurs verdeutlichen. An der Universität soll nicht gestottert und nicht

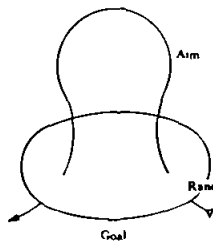
gestolpert werden. (In Ausschreibungen von Universitätsstellen kann man lesen, daß unter Bewerbern mit gleicher Qualifizierung Schwerbeschädigten der Vorzug gegeben werde. Das macht für Kriegsverletzungen u. ä. möglicherweise einen Sinn, ich habe es aber während meiner Universitätsjahre nie erlebt, daß einem Sprachgestörten aus seiner Beschädigung irgend ein Vorteil erwachsen wäre.) Das vom Schlag der Sprache gestreifte Subjekt, das halbseitig lahrende, das bastardisierte Subjekt, $\$$, hat an der Universität nichts zu suchen, obwohl es, wie der universitäre Diskurs verzeichnet, das Produkt eben dieser Institution ist.

HENRI VERT

Zum Objekt des Begehrens, das die Ursache des Begehrens ist, ist immer eine Kluft. Ich kann das vielleicht spürbar machen, indem ich einen Umweg nehme und etwas zu einem Roman sage, zu Kellers „Grünem Heinrich“.

Einigen von Ihnen wird das klägliche Keller-Buch eines Adolf Muschg nicht unbekannt sein, zu dessen autobiographischer Larmoyanz ich nichts bemerken will. Für trügerisch halte ich, daß dieses Buch eines Schriftstellers und Hochschullehrers den Eindruck zu erwecken versucht, es gäbe hinter oder unter dem Kellerschen Text noch etwas, eben das Biographische, aus dessen Einzelheiten und Zusammensetzungen der poetische Text abzuleiten sei. Hier findet sich das ganze Elend psychoanalytischer Biographik wieder. Denn wo im Text des „Grünen Heinrich“ Kluft ist, sieht dieser Autor nur Nischen, in denen es sich ein Konfessionalismus, seiner, breit und bequem machen kann.

Erlauben Sie mir einen Einstieg über die Triebtheorie. In „Triebe und Triebchicksale“ unterscheidet Freud vier Elemente am Trieb: die Triebquelle, den Drang, das Triebziel und das Objekt. Das Objekt bezeichnet er als das „Variabelste am Triebe“. Im *Seminar XI* hat Lacan die folgende Zeichnung gegeben:



Diese Zeichnung hebt die Notwendigkeit der Wiederholung hervor. Sie ist so zu lesen, daß der Trieb – ausgehend von einem als Rand zu begreifenden Feld,

Triebquelle, die man, allerdings mit Vorsicht, als erogene Zone auffassen kann – als Drang, als konstante Kraft“ das Objekt klein *a* umkreist, konturniert, aber nicht eigentlich einholt. Indem so das Objekt in dieser Bewegung umkreist wird, erscheint es nicht als Ziel der Bewegung, sondern die Bewegung kehrt auf ihren eigenen Ausgang, die Quelle zurück, die so als Triebziel erscheint. Da es sich bei dieser Bewegung um eine „konstante Kraft“ handelt und das Objekt klein *a* in ihr nicht eingeholt, sondern umkreist wird, setzt die Bewegung, sowie sie diese Schleife durchlaufen hat, von neuem wieder an.

PETER WIDMER: *Das Objekt klein a ist aber nicht völlig unbestimmt!*

Vom Objekt klein *a* ist dargestellt, daß es nicht eingeholt wird, aber umschrieben, umlaufen, konturniert und vielleicht auch konturiert. Da die Bewegung nicht einholt, sondern wiederholt, läßt sich sagen, daß das Objekt klein *a* für sie ein verlorenes Objekt und die Anstrengung, die der Trieb in seiner Bewegung unternimmt, eine vergebliche ist.

Dieses Objekt kann, wie Lacan es formalisiert hat, viererlei heißen: Brust, Stimme, Kothäufchen und Blick. Im „Grünen Heinrich“ geht es um den verlorenen Blick, das verlorene Objekt als Blick. Ich nehme damit auch Gelegenheit anzusteuern, was S_1 heißen soll.

Dieser Blick ist nicht ein gänzlich unbestimmter Blick. Er ist bestimmt als ein gewisser Glanz, der auf den Dingen liegt, auf Metallen, Wassern, Flüssen. Es ist eine Eigentümlichkeit dieses Romans, daß sein Held diesen Glanz, so sehr er sich als Maler um ihn bemüht, nicht zu fassen bekommt, der Text selbst ihn aber doch wiedergibt. Dieser Glanz ist das Objekt des Textbegehrens. Er ist erfassbar in einer reichen Metaphorik und ist in seinen Verschiebungen doch wieder ent-rückt, was den Text über viele hundert Seiten sich entfalten läßt. Es geht im wesentlichen um nichts anderes als um ein gewisses Lichtphänomen.

Heinrich Lee, der Held dieses Entwicklungsromanes, der wie die meisten Romane dieser Art kein Entwicklungsroman ist, verliert früh seinen Vater. Er wird aufgezogen von seiner Mutter, die den Verlust zu substituieren versucht, was ihr nicht gelingt. Es gibt zu diesem Unvermögen viele Bemerkungen im Roman, unter anderem die, daß die Speisen, die Heinrichs Mutter zubereitet, in eigentümlicher Weise neutral schmecken: Es ist nie zu viel, nie zu wenig Salz in ihnen.

Über dem Mittagstisch dieser kleinen Familie wie über dem ganzen Haushalt liegt eine tiefe Traurigkeit. Aus ihr versucht Heinrich zu fliehen. Er begibt sich auf die Suche nach etwas, das das, was ihm fehlt, zumindest zu ersetzen ver-

möchte: Er will Maler werden. Doch es gelingt ihm nicht, nicht unwesentlich deshalb, weil seine Lehrer allesamt nichts taugen. Seine Bilder bleiben flach. Obwohl präventiv, fehlt ihnen die Höhung, es gelingt Heinrich nicht, malend das Licht einzufangen. Am Schluß der ersten Fassung des Romans stirbt Heinrich, nachdem er, gerade rechtzeitig zum Begräbnis seiner Mutter, aus der Fremde zurückgekommen ist. Richtiger wäre zu sagen, Heinrich geht ein, denn ein Sterben ist es eigentlich nicht. In der zweiten Fassung, die, wie ich meine, eine Verwerfung der ersten ist, stirbt Heinrich nicht, sondern resigniert im Staatsdienst.

Ein Rätsel des Romans scheint mir zu sein, daß in ihm die Einkreisung des Objekts in der Bestimmtheit und Unbestimmtheit eines Glanzes nicht zu erklären vermag, weshalb Heinrich zu diesem Ende kommt. Die Vergeblichkeit der Wiederholungsbewegung dient ja eher zum Leben.

Ich möchte nun einige Stellen des Romans lesen:

„So aber muß ich mich darauf beschränken, je mehr ich zum Manne werde und meinem Schicksal entgegenschreite, mich zusammenzufassen und in der Tiefe meiner Seele still zu bedenken: Wie würde er nun an deiner Stelle handeln oder was würde er von deinem Tun urteilen, wenn er lebte. Er ist von der Mittagshöhe seines Lebens zurückgetreten in das unerforschliche All und hat die überkommene goldene Lebensschnur, deren Anfang niemand kennt, in meinen schwachen Händen zurückgelassen, und es bleibt mir nur übrig, sie mit Ehren an die dunkle Zukunft zu knüpfen oder vielleicht für immer zu zerreißen, wenn auch ich sterben werde. – Nach vielen Jahren hat meine Mutter, nach langen Zwischenräumen, wiederholt geträumt, der Vater sei plötzlich von einer langen Reise aus weiter Ferne, Glück und Freude bringend, zurückgekehrt, und sie erzählte es jedesmal am Morgen, um darauf in tiefes Nachdenken und in Erinnerung zu versinken, während ich, von einem heiligen Schauer durchweht, mir vorzustellen suchte, mit welchen Blicken mich der teure Mann ansehen und wie es unmittelbar werden würde, wenn er wirklich eines Tages so erschiene.

Je dunkler die Ahnung ist, welche ich von seiner äußeren Erscheinung in mir trage, desto heller und klarer hat sich ein Bild seines innern Wesens vor mir aufgebaut, und dies edle Bild ist für mich ein Teil des großen Unendlichen geworden . . .“

Ich möchte zunächst nur den Schluß dieser Passage aufgreifen. Dies scheint mir erheblich: Es wird an den Qualitäten des Vaters eine äußere Erscheinung und ein inneres Wesen unterschieden, aber so, daß das Innere als ein „Bild“, ein Phanta-

siertes, eine *Projektion* am Ort des Ideal-Ich aufgefaßt wird, während das Äußere, die äußere *Erscheinung* eine dunkle Ahnung bleibt. Der Signifikant mit dem Index 1 wirkte eher dort, wo hier „äußere Erscheinung“ steht, während dem „Bild seines inneren Wesens“ eher eine imaginäre Identifizierung entspräche. Auch zeigt sich an, daß der Blick, den Heinrich Lee suchen wird, in einem Außen ist.

Was aber ist „außen“? Hier gibt der Text der Jugendgeschichte eine erstaunliche Auskunft, die die *Ausgrenzung* eines Begehrenobjekts illustrieren kann. Mit der Ausgrenzung dieses Objekts ist auch die *Erstehung*, die *Emergenz* eines ersten binären Signifikanten als Repräsentanten der Vorstellung dieses Objekts vor Augen geführt. Diesem Repräsentanten gilt die *Verdrängung*. In ihm ist der „einzige Zug“ repräsentiert, der, wie Lacan erläutert, an einem Stäbchen, einem Schriftelement haftet, die Markierung, Marke oder, wenn Sie wollen, die *Macke*, die ein Lebendes zu einem Besonderen macht. Heinrich Lee erinnert sich an einen Spaziergang mit seinem Vater auf dem Feld:

„Meine deutlichste Erinnerung an ihn fällt sonderbarerweise um ein volles Jahr vor seinem Tode zurück, auf einen einzelnen schönen Augenblick, wo er an einem Sonntagabend auf dem Felde mich auf den Armen trug, eine Kartoffelstaude aus der Erde zog und mir die anschwellenden Knospen zeigte, schon bestrebt, Erkenntnis und Dankbarkeit gegen den Schöpfer in mir zu erwecken. Ich sehe noch jetzt das grüne Kleid und die schimmernden Metallknöpfe zunächst meinen Wangen und seine glänzenden Augen, in welche ich verwundert sah von der grünen Staude weg, die er hoch in die Luft hielt.“

Eine korrekte Interpretation dieser wenigen Sätze könnte in ihnen die Schlüsselstelle des Romans erkennen. Es ist Sonntagabend auf dem Feld, der vierjährige Heinrich auf dem Arm seines Vaters. Der Vater unterbricht den Spaziergang, zieht eine Kartoffelstaude aus der Erde und hebt an, dem Sohn das Leben und die Schöpfung zu erklären. Dieser Moment des Anhebens der Stimme ist wichtig, der Text sagt: Der Vater zeigt auf die anschwellenden Knospen, *schon bestrebt*. . . Doch die Invokation eines Sohnes durch den Vater mißlingt. Der Sohn hört nicht, und er hört vor allem nicht diesen Hinweis, daß er das Leben nicht aus sich selber hat. So bleibt die Stimme des Vaters, der das Kind in die symbolische Ordnung der Welt einführen will, ungehört. Stattdessen *sieht* Heinrich. Und er *sieht*, von der grünen Staude *weg*, die der Vater hoch in die Luft hält, *noch jetzt*, wie es im Umschlag ins Präsens heißt: das grüne Kleid des Vaters und die

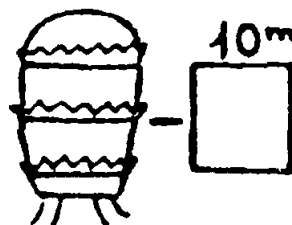
schimmernden Metallknöpfe ganz nah und die glänzenden Augen des Vaters.

So ist die Stimme des Vaters erloschen, an der Stelle, wo die Stimme war, ist jetzt der Blick, glänzende Augen, zufällig assoziiert mit den schimmernden Metallknöpfen und dem Grün. Heinrich wird Landschaftler werden, und es wird ihm nicht gelingen wollen, seine Landschaften zu höhen, Lichtpunkte in sie zu setzen.

WIE EINEM HÖREN UND SEHEN VERGEHT

Vor die Struktur der Diskurse mit vier Termen und vier Plätzen setzt Lacan **eine** Fundamentalrelation, die das Verhältnis eines Signifikanten zu einem andern Signifikanten angeben soll.

Ich möchte Sie hier zu einem Spiel anregen:



Nehmen Sie diese Graphik im dritten Heft des „Wunderblock“, die die Stelle eines Vorworts vertritt. Es ist offensichtlich, ich plaudere hier kein Geheimnis aus, diese Graphik an dieser Stelle vertritt irgendetwas, beispielsweise ein Vorwort. Das Eigentümliche ist, daß mit einer solchen Substitution wie mit jeder Substitution eines Signifikanten durch einen andern, es mit der Unschuld des Nichtverstehens vorbei ist. Man spekuliert: **Ein** Vorwort wollten sie nicht schreiben, also setzen sie eine Graphik hin. Und mit Notwendigkeit geht es weiter: Vielleicht wollten sie ein Vorwort nicht schreiben, weil es in diesem Heft um das Verhältnis von Literaturwissenschaft und Psychoanalyse hätte gehen müssen, woran sie sich nicht den Mund verbrennen wollten. Es steht aber nicht nichts da, sie setzen eine Graphik hin und wollen damit etwas zu verstehen geben. Ich sage nicht, daß dies die richtige Spekulation ist. Ich sage nur, daß, sowie etwas als substituens aufgefaßt wird, sich ein Zwischenraum auftut, eine Spanne, in der mit Notwendigkeit das Verstehen grassiert.

Nichts **anderes** zeigt die Graphik selbst und vielleicht ist es dies, was sie zeigen soll. Machen Sie die Probe. Sowie angenommen wird, daß die Elemente dieser Zeichnung als Zeichen aufzufassen sind, beginnt die Zeichnung als ein differenzielles Beziehungsgefüge lesbar zu werden. Jedes dieser Zeichen steht dann in

Verbindung zu den Zeichen in seiner Nachbarschaft und darüberhinaus zu allen andern Zeichen der ganzen Zeichnung, denn das Insgesamt dieser Zeichen bildet ein Blatt, das heißt ein Alphabet. Der Eindruck, es handle sich um ein Alphabet, wird sicher noch dadurch verstärkt, daß sich einzelne Zeichen auf dem Blatt wiederholen, ja, daß sich Zeichengruppen erkennen lassen. Sowie aber angenommen wird, daß das, was auf dieser Seite drei des dritten „Wunderblock“ steht, ein Blatt, ein Alphabet bildet, wird man annehmen, daß ein einzelnes Zeichen dadurch definiert ist, daß es sich irgendwie auf die übrigen Zeichen bezieht. Es ist genau dadurch definiert, daß es sich von den übrigen unterscheidet. Ich sage nicht, daß die auf diesem Blatt verstreuten Elemente als Zeichen gelesen werden müssen, ich sage nur, daß sie dann als Zeichen gelesen werden müssen, wenn angenommen wird, daß sie auf *einem* Blatt stehen. Und ich vermute weiterhin, daß es überaus schwer sein dürfte, dieses Blatt nicht als *ein* Blatt anzusehen. Ein Kunstliebhaber jedenfalls würde, wenn er diese Kritzeleien eines gewissen Pomerand erstehen wollte, sie mit großer Wahrscheinlichkeit als eine Einblattgraphik ankaufen. Jedenfalls ist es so, daß es, sowie er sie in jener Schublade seines Schrankes ablegt, in der er Einblattgraphiken sammelt, um seine Unschuld geschehen wäre: Er wird verstanden haben.

Das geht vielleicht so: In der Mitte der Graphik ist ein Zeichen, das, wenn ich ein wenig phantasieren darf, aussieht wie ein extrem hoher Eierkuchen mit drei gezackten Fetträndern, was ja lustig und ziemlich blöde wäre, würde ich nicht sehen, daß ein Minuszeichen folgt und ein Quadrat mit dem Index „10 m“, was für sich genommen vielleicht wiederum lustig und ziemlich blöde wäre – wenn es nur so wäre. In Wirklichkeit lese ich diese Elemente irgendwie als Folge und Bezogenheit und also als Zeichen innerhalb eines Alphabets. Und wenn zehn Quadratmeter von etwas abgezogen werden, das jetzt, nachdem ich das Minus als eines zwischen zwei weiteren Elementen gelesen habe, also eigentlich als ein Plus, mir als eine Tiara erscheint, so macht das auch schon Sinn und ergibt plötzlich einen Joke. Wenn auch einen etwas gequälten. Aber jeder Joke verdankt sich der Herausquälung von Sinn, die das eigentliche Geschäft des Verstehens ist. Der Repräsentant des Reiches Gottes auf Erden, von dessen Territorium zehn Quadratmeter abgezogen werden, unendlich minus zehn – meinetwegen. Man kann da vielleicht lachen. Aber jener Eierkuchen mit den Fetträndchen, der eben noch lustig und ziemlich blöde war, ist dahin und weicht jener Fastenspeise, die wir immer vor uns haben, wenn wir ans Verstehen gehen.

Nichts anderes geschieht Heinrich Lee, dessen kindliches Gebrabbel den Er-

wachsenen als Obszönität erscheint. Sie sehen Absicht und Zusammenhang, wo der Kleine bloß daherredet. Aber redet er wirklich bloß daher? Ich bitte um Verständnis für meine Umwege, aber ich möchte noch einmal aus dem „Grünen Heinrich“ zitieren, aus der ersten Schulgeschichte:

„In einem Halbkreise mit sieben andern Kindern um eine Tafel herumstehend, auf welcher riesige Buchstaben gemalt waren, war ich sehr still und gespannt auf die Dinge, die da kommen sollten. Da wir sämtlich Neulinge waren, so hatte der Oberschulmeister, ein ällicher Mann mit einem großen groben Kopfe, die erste Leitung selbst übernommen für eine Stunde und forderte uns auf, abwechselnd die sonderbaren Figuren zu benennen. Ich hatte schon seit geraumer Zeit einmal das Wort Pumpernickel gehört, und es gefiel mir ungemein, nur wußte ich durchaus keine leibliche Form dafür zu finden, und niemand konnte mir eine Auskunft geben, weil die Sache, welche diesen Namen führt, einige hundert Stunden weit zu Hause war. Nun sollte ich plötzlich das große P benennen, welches mir in seinem ganzen Wesen äußerst wunderlich und humoristisch vorkam, und es ward in meiner Seele klar, und ich sprach mit Entschiedenheit: Dieses ist der Pumpernickel! Ich hegte keinen Zweifel, weder an der Welt noch an mir noch am Pumpernickel, und war froh in meinem Herzen; aber je ernsthafter und selbstzufriedener mein Gesicht in diesem Augenblicke war, desto mehr hielt mich der Schulmeister für einen durchtriebenen und frechen Schalk, dessen Bosheit sofort gebrochen werden müßte, und er fiel über mich her und schüttelte mich an den Haaren eine Minute lang so wild hin und her, daß mir Hören und Sehen verging.“

Es scheint klar, der Schulmeister unterstellt dem kleinen Heinrich, daß er nicht nur die Bedeutung sondern auch die Herkunft des Wortes wisse. Ein dunkles Brot, das schwer im Magen liegt und zu Blähungen führt. Und das Abführen dieser Blähungen, auch durch die Sprache, ist in der Schule zu pönalisieren. Der Schulmeister ist unfähig, in Heinrichs Wort die Unschuld eines Kinds zu sehen. Und er hat recht, wenn auch nur darin, daß er nicht an die Unbefangenheit eines Kindes glaubt, das spricht. Die Lust in diesem Wort verdankt sich freilich nicht so sehr dem „Pumper“ als vielmehr dem „nickel“, in dem weniger das Kläuschen steckt als ein Abkömmling jenes Glanzes, dessen Signifikanten in Heinrichs Geschichte die Verdrängung gilt. „Nickel“ wird so erkennbar als ein Signifikant, der für einen andern steht, was sich erhärten läßt durch den Hinweis auf die vielen Geldgeschichten, in die sich Heinrich verwickeln wird. Geld, das

er der Mutter stiehlt, Münzen in einem Pokal, die, am Ende des Romans, ihm entwendet werden. Hier glitzert und glänzt es, nicht dort, wo der Schulmeister zupackt. Mißverstanden ist also Heinrichs Wort als „verpönte“ – „verpönte Worte“ steht etwas weiter im Text – und verstanden wäre es, wo es nicht verstanden wird: im metallischen Glanz. Und da auch Heinrich nicht versteht, pumpt der Nickel in ihm weiter. Dem Unflätigen gilt die Verpönung, dem *flatus* die Verdrängung.

VORSTELLUNGSREPRÄSENTANZ, WARUM

Wann immer ein Signifikant einem andern substituiert wird, entsteht Sinn. Daß ein Signifikant irgendwo isoliert für sich bestehen könnte, ist nicht auszuschließen. Aber als Sprechwesen setzen wir stets ein Wort für ein anderes, und dies Wort für Wort. Dabei sind sowohl das Statteinander (Substitution) wie das Nebeneinander (Kontiguität) von Signifikanten wohl nur als Ähnlichkeitsrelationen zu denken – aber was heißt Ähnlichkeit?

Was ein Signifikant an den andern weiterreicht, ist das Subjekt, in der Auffassung der Psychoanalyse. Die oft wiederholte Definition des Signifikanten bei Lacan ist: *Ein Signifikant ist das, was das Subjekt für einen andern Signifikanten repräsentiert.* Oder auch: bei einem andern Signifikanten repräsentiert. In dieser Definition des Signifikanten ist das Subjekt als ein Effekt der Signifikanz, der signifikanten Wirkung definiert. Das Subjekt ist also das, was der Bewegung des Signifikanten als wie immer materielles Substrat . . .

PETER WIDMER: *Sehen Sie in der psychoanalytischen Auffassung des Subjekts dieses wirklich als ein Materielles?*

Es ist ein Effekt. Aber es ist immerhin die Bedingung dafür, daß sich Signifikanten in einer *Kette* organisieren können, in einer limitierten Kette, wie Lacan mehrerenorts betont hat. Daß das Signifikante nicht isoliert für sich besteht, sondern sich in einer Kette organisiert, dafür muß es einen Grund, ein Zugrundeliegendes geben. Schwierig genug freilich, zu begreifen, daß die Wirkung der Signifikanz ihr Grund ist. Das Subjekt gleitet in den Sinnausfällungen, die sich mit Notwendigkeit in jeder Substitution eines Signifikanten durch einen andern produzieren, und es ist nichts anderes als diese Ausfällungen von Sinn. Jedoch kann von ihm nicht gesagt werden, es ist der und der, ohne daß für diese Zählungen auch ein Zähler angenommen wird, ein erster Signifikant, ein ursächlicher Signifikant, S_1 . Und: Es gibt hier ein Stoffliches, die Markierung, die Macke trifft ein Stoffliches. Ich will aber gerne zugeben, daß es für mich ein Problem ist, was hier Stoff heißen soll.

Jakobson redet immer von Ähnlichkeit. Die Substitution von Jakobsons linguistischen Einheiten, das Statteinander, verdankt sich einer Ähnlichkeitsrelation: Similarität. Die Kontiguität linguistischer Einheiten, das Nebeneinander, verdankt sich gleichfalls einer Ähnlichkeit: der Berührung im Kontext. Aber was ist der Stoff, an dem sich solche Ähnlichkeitsrelationen herstellen? Jakobson sagt: die kleinste linguistische Einheit. Das kann nicht befriedigen.

Wenn Heinrich Lee den verlorenen Blick sucht, und wenn der Stoff dieser Suche das linguistische Material eines Textes ist, wenn also in einem Text, der „Der grüne Heinrich“ heißt, einem etwas, das mit einem gewissen Glanz zu tun hat, in einer langen Folge Repräsentanten von Lichterscheinungen substituiert werden, dann fällt mit Notwendigkeit Sinn aus, in der zweifachen Bedeutung: substitutiv wird Sinn *produziert* („Nickel“), kontiguitiv wird Sinn aufgeschoben, besser: *verschoben* („Pumper“). Der Begriff der Bewegung der signifikanten Kette müßte also die Seite, den Abhang der Metaphorik und den Abhang der Metonymik, die Jakobson isoliert, als *einen* Prozeß formulieren. Und das muß, vermute ich, solange scheitern, als wir nicht sagen können, was der Stoff ist, in dem Substitution wie Kontiguität statthaben.

PANAGIOTIS VARDIS: *Du hast von Sinnproduktion gesprochen. Die Signifikanz gehört in die Darstellungsrepräsentanz, wobei eine Verdoppelung stattfindet. Darstellungsrepräsentanz ist eigentlich – das ist gestern in einem andern Kontext, in einer Arbeitsgruppe zum „Rattenmann“ gefallen –, wenn man das ins Deutsche zurückübersetzt, die Darstellung der Darstellung. Im Unterschied zu dem, was Du sagst, ist eine von den Lesungsmöglichkeiten von S_1 , daß S_1 der Signifikant ist, der kein Signifikat hat.*

Aber ich bin da völlig einverstanden, zumindest darin, daß S_1 kein Signifikat hat. Kein Signifikant hat ein ihm zugehöriges Signifikat. Sinn entsteht erst da, wo ein Signifikant für einen andern steht, also in der Metapher.

Ich möchte etwas zu „Darstellung der Darstellung“ sagen. Lacan übersetzt „psychische (Darstellungs-) Repräsentanz“ mit *représentant de la représentation*, was ins Deutsche rückübersetzt „Repräsentant der Darstellung“ heißen würde. Ich ziehe die Rückübersetzung „Repräsentant der Darstellung“ dem „Darstellung der Darstellung“ vor. Dieser Repräsentant, dem die Verdrängung gilt, ist ja nichts anderes als der (binäre) Signifikant. Die Verdrängung wird also nicht an einer Bedeutung, einem Inhalt vollzogen, auch nicht an einer Darstellung, zumindest nicht im Sinne eines Darstellungsinhalts, sondern einzig und allein an dem Repräsentanten einer Darstellung, das ist: an einem Signifikanten.

Die Signifikantenkette, die einen Signifikanten mit einem andern verknüpft und zwar Signifikant für Signifikant, funktioniert zu dem Ende, daß sich ein „bestimmter“ Signifikant, der eine Vorstellung repräsentiert, nicht produzieren kann. Es läßt sich sagen, daß das Funktionieren der Signifikantenkette sichert, daß dieser Signifikant im Zustand der Verdrängung verbleibt.

Freilich sind die Signifikanten in S_3 , in der signifikanten Kette, nicht völlig ohne Verhältnis zu dem Signifikanten, der der Verdrängung unterliegt. Freud spricht in seinem Aufsatz „Die Verdrängung“, dem die Wendung „psychische (Vorstellungs-) Repräsentanz“ entnommen ist, vom „Wuchern“ der Triebrepräsentanz, die sich ungestörter und reichhaltiger entwickle, wenn sie durch die Verdrängung dem bewußten Einfluß entzogen ist. Es ist dies aber sicher nicht ein völliger Wildwuchs. Denn in S_2 sind die „Abkömmlinge“ der ersten signifikanten Koppelung zu sehen, sofern diese nach den Mechanismen der Entstellung, also nach den Regeln von Kontiguität und Similarität, einer fortgesetzten Umbildung unterliegen. Die Entstellung verfolgt zwar die Absicht, den verdrängten Signifikanten sich nicht im System Wahrnehmung-Bewußtsein produzieren zu lassen, aber als Abkömmlinge des Verdrängten sind die Signifikanten in S_2 doch mit jenem verwandt – Verwandtschaft im Sinne linguistischer Verknüpfungsregeln, also im sprachlichen Material, diesseits von Vorstellungsinhalten oder Bedeutungen.

PANAGIOTIS VARDIS: *Ich meinte in meiner Bemerkung eher Lacans Korrektur der Leclaireschen Abweichung. Leclair hat Vorstellungsrepräsentanz mit „représentant représentatif“ übersetzt, mit „Repräsentativrepräsentant“.*

Ja, das war ein Witz, daß sie so ähnlich übersetzt haben, denn, was da plötzlich bei den Schülern durchschlug, war die Frage ihres Renommées in der Schule. Es ist eine böse und treffende Bemerkung Lacans, daß Laplanche und Leclair dort, wo Repräsentant der Vorstellung stehen mußte, aus Repräsentationsgründen ihren „repräsentativen Repräsentanten“ einführen wollten. Die Vorstellungsrepräsentanz betrifft den binären Signifikanten, der bereits in der Signifikantenkette ist. Es ist wohl das beste, ich lese die Stelle aus dem *Seminar XI* (S. 229 f.):

„Diese *Vorstellungsrepräsentanz* läßt sich auf unserem Schema der Ursprungsmechanismen der Alienation in jener ersten signifikanten Koppelung lokalisieren, die uns einen Begriff davon geben kann, wie das Subjekt zuerst im Andern auftaucht, sofern nämlich der erste Signifikant, der einzige Signifikant/le signifiant unaire, auf dem Feld des Andern auftaucht und

das Subjekt für einen andern Signifikanten repräsentiert, der wiederum die *Aphanisis* des Subjekts bewirkt.“

In dem Moment, wo das Subjekt von einem Signifikanten bei einem andern Signifikanten repräsentiert ist und also Sinn annimmt, denn es handelt sich um einen Substitutionsvorgang, ist ein Verlust an Sein im ersten Signifikanten notwendig damit verbunden. In dem Moment, wo das, wofür im „Grünen Heinrich“ die schimmernden Knöpfe stehen, gesucht wird in Münzen, in Metallen, in Lichteffekten auf Wasser und Flüssen, in der Illuminierung von Bildern, wird zwar ein Sinn produziert: „Ich will Maler werden“, „Ich will Bücher sammeln“ etc., aber am Ort, den das Schimmern der Knöpfe repräsentiert, wird Heinrich als **Maler**, als Sammler etc. nicht sein.

„Daher die Teilung des Subjekts – wenn das Subjekt irgendwo als Sinn auftaucht, manifestiert es sich anderswo als *fading*, als ein Schwinden. Man kann also sagen, daß es auf Leben und Tod geht zwischen dem signifiant unaire/dem einzigen Signifikanten und dem Subjekt als signifiant binaire/binären Signifikanten, der Ursache für sein Schwinden. Die *Vorstellungsrepräsentanz* ist der binäre Signifikant.

... Im Intervall zwischen den **zwei** Signifikanten lagert das Begehren, bereit zur Auszeichnung des Subjekts in der Erfahrung des Diskurses des **Andern**, des ersten **Andern**, mit **dem es zu tun bekommt**, sagen wir, um's zu illustrieren, der Mutter. Indem ihr Begehren jenseits oder diesseits von dem ist, was sie sagt, mitteilt oder als **Sinn aufkommen läßt**, indem also ihr Begehren ein unbekanntes ist, an einer Fehlstelle also, konstituiert sich das Begehren des Subjekts.“

Warum löchern **Kinder** – ein treffender Ausdruck – warum löchern Kinder ihre Umgebung mit der nicht abreißenden Kette von **Warums**? Nicht aus **Wißbegierde**, überhaupt nicht. Sondern um den andern genau an dem Punkt zu reizen, an dem sich zeigt, daß er selber fragt, also an dem Punkt, wo der andere der Andere ist. Das Loch, das dieses Fragen aushebt, ist also die Grube, die Höhlung, in der sich das Begehren des **Andern** etabliert hat und das Begehren des Kindes etablieren soll. Die spezifische Verzweiflung, aus der die Erwachsenen mit der Frage des Kindes kurzen Prozeß machen, hat mit ihrer eigenen Seinsverfallenheit zu tun. An einem **bestimmten** Punkt **brechen** sie das Fragen ab und sagen unwirsch: Warum ist die Banane krumm? **Das** ist durchaus im Sinne der Frage. Denn das Kind will ja nicht wissen, es folgt nicht einem **Wißtrieb**, der auf Antwort auf seine Fragen aus wäre. Das Kind ruft vielmehr die Fehlstelle, das Loch

im Diskurs des Andern auf.

PANAGIOTIS VARDIS: *Gerade in dem Warum ist buchstäblich die Konturnierung gegeben, von der Du gesprochen hast. Warum?* – um. Wa – *sag mir die Wahrheit, was ist das Objekt meines Begehrens* – aaa.

a', a'', a'''. Irgendwann haben die Erwachsenen dann aber doch genug. Da soll es dann still sein, das Kind. Und Warum?

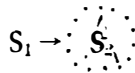
PANAGIOTIS VARDIS: *Darum.*

S₁, EINE ORDNUNG?

Vor die Struktur der Diskurse schreibt Lacan eine zweipolige Relation:

$$S_1 \rightarrow S_2$$

S₁, der Herrensignifikant, der einzige Signifikant; S₂, die Kette der Signifikanten, das Wissen. S₂ ist deckungsgleich mit A, dem groß Andern, der symbolischen Ordnung:



Konkret handelt es sich bei S₂ um eine finite Menge, deren Umfang individuell variieren kann: ein Wissen. Es ist die besondere Sprachlichkeit eines Sprechewesens, in der einzelne Verbindungen von Signifikanten möglich, andere ausgeschlossen sind. Welche Einzelsprachen es spricht, welche Dialekte, welche Zeichensysteme ihm bekannt sind, natürliche und künstliche, entscheidet nicht unwesentlich über die Möglichkeit von Verknüpfungen in der signifikanten Kette.

Man wird annehmen, daß Belesenheit, Litriertheit auf der Seite des Analytikers eine wesentliche Rolle spielt. In je mehr Sprachen der Analytiker wohnt, desto größer wird freilich die Versuchung sein, im Gesprochenen einer Analyse Untertexte zu entdecken, und es kann sich so etwas wie eine Philologisterei herausbilden, die über ihrem Entdeckereifer aus den Augen verliert, was das ist, der Signifikant. Der Signifikant ist blöde. Und wenn eine Silbenkombination wie das „Poordjeli“ aus der Philippe-Analyse Leclaires ihre Wirkmacht übt, wenn das tatsächlich eine unbewußte Formel ist, so läßt sich zwar aus ihr erklären, warum einzelnen Wörtern, Wortfragmenten, die von ihr affiziert sind, ein besonderes Gewicht zukommt. Vergessen wir aber nicht, daß dieses Gewicht eine Unwucht am Diskurs des Diskurses ist, die die Scheibe eiern läßt, dezentrisch zum Sinn.

Viel entscheidender als die Aufdeckung von Sub- oder Kryptotexten ist die Tatsache, daß das Subjekt weiter spricht, und daß es für die Analyse nicht um die wie immer sublime Ausbeutung von Texten gehen kann, sondern um das

Subjekt als Beute des Signifikanten.

Lacan zeichnet um S_2 und A eine gestrichelte Linie als Rand. Er nennt es die „Spur eines Kreises“. Diese gestrichelte Linie soll anzeigen, daß die Menge S_2 durchlässig ist gegen etwas, das Lacan S_1 schreibt. Dieses Signifikante, das nicht von der Ordnung des S_2 ist, interveniert in diese in Form der Fehlleistungen, Versprecher usf. S_1 interveniert in das bereits strukturierte Feld eines Wissens, das, wie man sagen kann, ein kulturvermitteltes Wissen ist. Und was dieses S_1 in die Welt setzt, ist nichts anderes als das Subjekt, sofern dieses jenen spezifischen einzigen Zug vorstellt, der das unterscheidende Merkmal des lebenden Individuums ist. Das beste ist, ich zitiere aus dem Seminar (*L'envers de la psychanalyse*, 26. Nov. 69, unveröffentlicht):

„Ich setze also den Signifikanten S_1 , um zu manifestieren, was aus seiner Verbindung mit dem Kreis resultiert, von dem ich hier nur die Spur setze. Ich hatte hier die Sigle des großen A markiert, das Feld des großen Andern, aber vereinfachen wir. Wir sehen durch die Sigle S_2 die Batterie der Signifikanten bezeichnet, der Signifikanten, die bereits da sind. Denn an dem Ursprungspunkt, an den wir uns stellen, um die Eigenheit des Diskurses festzuhalten, des Diskurses als Statut des Ausgesagten/der Aussage, ist S_1 als intervenierend anzusehen, intervenierend auf das, was es mit einer Batterie von Signifikanten auf sich hat, die wir nie als dispers, als nicht bereits das Netz dessen bildend betrachten dürfen, was sich ein Wissen nennt. Was sich zuerst von dem Moment her setzt, wo das S_1 etwas repräsentieren soll durch seine Intervention in das Feld, das, an dem Punkt, an dem wir sind, als das bereits strukturierte Feld eines Wissens definiert ist, was sein supponiertes Hypokeimenon ist, ist das Subjekt, sofern es diesen spezifischen Zug repräsentiert, der zu unterscheiden erlaubt, was es mit dem lebenden Individuum auf sich hat, und der mit Gewißheit der Ort desselben ist, der Markierungspunkt, der aber, wohlgemerkt, nicht von der Ordnung, der Ordnung dessen ist, was durch das Subjekt über das Statut des Wissens Einlaß findet.“

Das Zögern, die Pause, die Interpunktion am Ende des Zitats scheint mir sehr wichtig. „nicht von der Ordnung, der Ordnung dessen . . .“ Es geht hier wohl nicht um eine Hervorhebung durch Wiederholung. Lacan zögert, und er zögert, weil er im Zuge ist, S_1 als nicht von der Ordnung von S_2 zu bezeichnen. Wenn etwas nicht von einer Ordnung ist, so muß es zwar nicht notwendig von einer andern Ordnung sein, aber sowie das „ist“ in dem zitierten Satz als ein definie-

rendes, Eigenschaft zusprechendes aufgefaßt würde, wäre es von einer Ordnung, nämlich von der Ordnung der Signifikanten, deren Eigenschaft es ist, nicht von der Ordnung der Signifikanten S_2 zu sein. Und genau dies wäre zuviel gesagt, wo vom Herrnsignifikanten die Rede ist. Ob der Signifikant einer Ordnung zugehört, ob er kollektivierbar ist, ist das Problem, das in dem Text „Was ist das, der Signifikant?“ aufgegriffen wird. Der Signifikant ist blöde, weil eigenschaftslos. Der Signifikant S_1 ist nicht etwas, er ist ein Ort, eine Ordnung.

Sowie S_1 in S_2 interveniert, scheint er von einer Ordnung zu sein, aber jede Zuordnung in S_2 läßt das Subjekt in S_1 schwinden. Kein Sinn, der nicht das Subjekt am Ort des Einsseins schwinden ließe.

PANAGIOTIS VARDIS: *Du hast den Pfeil zwischen S_1 und S_2 als „Intervenieren“ gelesen. Wäre es nicht möglich von einem „Dazwischenwirken“ zu sprechen, oder vielleicht besser, gerade weil es um die Einzigkeit des Signifikanten geht, von „Einswirken“ oder „Einssetzen“? Obwohl ich nicht vom Deutschen als Muttersprache herkomme, empfinde ich es nicht als glücklich, daß im Deutschen so eine Überflutung durch das Lateinische, Romanische und Angelsächsische stattfindet. Wo doch die deutsche Sprache so reich ist.*

X: „Intervenieren“ ist im Deutschen kein Fremdwort.

PANAGIOTIS VARDIS: *Aber ein akademisches Wort.*

HANS NAUMANN: *Ich habe Schwierigkeiten mit dem, was Du über das Verhältnis von Sinn und Sein gesagt hast. Du hast das Beispiel des „Grünen Heinrich“ gebracht. Die blinkenden Knöpfe, der Glanz. Zu einem bestimmten Zeitpunkt, so denke ich, bekomme das Subjekt Sinn, in dem Augenblick nämlich, wo es diese blinkenden Knöpfe als blinkende Knöpfe sieht und zugleich mehr als die blinkenden Knöpfe sieht. Dann gibt es einen andern Punkt, da nämlich, wo das Subjekt sich entschließt, Maler zu werden. Das Problem ist, daß das Subjekt ein anderes sein soll zum Zeitpunkt, an dem es schaute, und zu dem Zeitpunkt, an dem es sich entschließt, beispielsweise Maler zu werden. Das Subjekt gleitet ja unter den Signifikanten, und es kann ihm nicht Genüge getan werden durch den Sinn.*

Ich sehe hier in der Tat auch die entscheidende Koppelung. Immer dann, wenn Heinrich in sich etwas aufblinken sieht, sei's daß er den Entschluß faßt, diese oder jene glänzende Laufbahn zu nehmen, sei's daß ihn die weißen Manschetten seines Mallehrers faszinieren, sei's daß er seine erste Liebe „weiße Wolke“ nennt, schwindet das Subjekt am Ort dessen, was im Begriff war, da zu sein. Zu unterscheiden wären die Objekte, die Heinrich faszinieren, vom Objekt seines Begehrens. Und hier wissen wir zumindest, daß eine Verkehrung der Blickrichtung

stattfindet. In S_2 glaubt Heinrich zu sehen, S_1 interveniert als ein Blick. Vielleicht ist jener Glanz, von dem ich so viel gesprochen habe, nur die Brücke, die hier die Täuschung ermöglicht, daß es um ein Sehen gehe, wo doch das Begehren darauf aus ist, nicht zu sehen, sondern angesehen zu werden, angeblickt zu werden. Ich habe aber auch hier Zweifel. Jener Feldspaziergang mit dem Vater läßt daran denken, daß der Blick kein erstes ist, sondern bereits das Substitut der fehlenden Stimme. Das bedürfte der genaueren Analyse.

Jedenfalls ist es das Quälende in diesem Roman, daß Heinrichs Tun glanzlos bleibt. Das, was Heinrich Lee produziert, sind Produkte minus einen gewissen Glanz. Das heißt, alle Malversuche Heinrichs . . .

HANS NAUMANN: . . . *scheitern am Bild.*

Ja. Vielleicht sollte man sich daran erinnern, warum der grüne Heinrich grüner Heinrich heißt. Er heißt so, weil sein Vater sich grün zu kleiden pflegte, und der Sohn nach dem Tod des Vaters dessen Kleider auszutragen und zu verschleißern hat. Erinnern wir uns daran, daß der Vater auf jenem Spaziergang eine grüne Staude aus der Erde reißt, im Versuch, seinem Sohn zu erklären, was Wachsen, was Gedeihen in der Natur ist. Er hält die Staude hoch, und das Köpfchen des Kleinen fällt auf seine Schulter, die Augen wenden sich weg von der Staude und hin zu den blinkenden Knöpfen. Was den Kleinen hier fasziniert, ist also nicht die Staude, sind nicht die Erklärungen des Vaters, sondern eine Ruhe, eine Behaglichkeit, ein Schwimmen in einem Glanz, das hier zufällig mit blinkenden Metallknöpfen sich assoziiert. Hier ist der Grund gelegt, weshalb Heinrich Lee diese ungeheuren Schwierigkeiten bekommen wird und unfähig sein wird zur Kulturarbeit. Vom Vater soll Heinrich in die symbolische Ordnung eingeführt werden: An einer Kartoffelstaude will der Vater ihm die Welt erklären . . .

HANS NAUMANN: *Die Schöpfung!*

Ja. Es soll auf den Schöpfer hingewiesen werden. Aber sowie Heinrich dann schöpferisch tätig sein will, erschöpft er sich nur in seinen Bemühungen. Heinrich, und das ist das Quälende, hat nichts Schöpferisches. Eigentümlicherweise deshalb, weil er sich maßlos überschätzt. Keller spricht vom „tyrannischen Herzen“ Heinrichs.

PANAGIOTIS VARDIS: *Ich habe den Roman nicht gelesen, aber ich möchte fragen, ob man diesen Heinrich Lee als Zwangsneurotiker auffassen kann.*

Das weiß ich nicht, ich habe mich das nie gefragt. Sicher, es gibt das Phänomen der Wiederholung in diesem Roman, auch Zwang. Aber es ist ein Roman, nicht ein Subjekt, das bei mir eine Analyse machen will. Doch auch hier gilt meine

Aufmerksamkeit mehr einer Struktur (von der ich übrigens nicht alles weiß) als dem Aufstellen einer Diagnose. Krankheitsbilder sind Bilder, die man sich von Kranken macht, das sollte eine Warnung sein.

Ich möchte jetzt über das plus de *jour*, die Mehrlust sprechen.

(Kaffeepause)

ZEIT, KURZSCHLUSS

Ich habe es unterlassen, auf etwas Wesentliches hinzuweisen hier in diesem Vorschrieb zum Schrieb der Diskurse:

$$S_1 \rightarrow S_2$$

– den Zeitparameter. Kann Lutz Mai dazu etwas sagen?

LUTZ MAI: *Vielleicht wird der Schnitt von *Sinn und Sein*, nach dem Hans Naumann fragte, etwas deutlicher, wenn man hier nicht die Vorstellung einer linearen Zeit, einer Zeit, die kontinuierlich fortschreitet, heranträgt, sondern sich klar macht, daß hier ein Bruch ist, ein Knick, wie es auch in der Kur immer wieder diese Momente gibt, an denen man mit dem linearen Zeitparameter in Konflikt gerät. Da liegt einer der Gründe, aus denen man sagen muß, daß der Zeitparameter in der Kur nicht einfach formal von außen her bestimmbar ist.*

Wenn man sagt, die Stunde dauert fünfzig Minuten, oder: Sie haben fünfzig Minuten, um zu sprechen, wird man unweigerlich zum Kulturarbeiter einer Gesellschaft, die sich auf die Normaluhr verpflichtet hat. Wenn nicht skandiert wird in der Kur oder wenn der Analytiker die Skandierung der Normaluhr überläßt, ist man genau in der Malschule, die der grüne Heinrich besucht. Das Schließen in der Kur versucht nicht einer Schulglocke gerecht zu werden, sondern dem Intervenieren von S_1 .

LUTZ MAI: *Es ist auch der Satz „Wo Es war, soll Ich werden“ sofort mißverstanden, wenn man ihn im Sinne einer linear fortschreitenden Zeit auffaßt, was ja ganz massiv in gewissen Psychoanalysen gemacht wird.*

HANS NAUMANN: *Man weiß dann auch genau, daß man irgendwann bei *a* ankommt, nach einer bestimmten „Kulturarbeit“, die der Analytiker zu betreiben glaubt. Das heißt dann die „volle Objektbeziehung“.*

Allerdings – mir ist noch eines in der Pause durch den Kopf gegangen. Daß Heinrich Lee in den Staatsdienst eintritt, das hat Sie lachen gemacht. Aber was ist das, was dem Kurzschluß in *a* entgegensteht – und ich denke, es gibt diesen Kurzschluß –, was ist das anderes als das Wissen, die Kulturarbeit? Das ist die andere Seite. Die Psychoanalyse ist kein Kurzschluß. Ich halte die zweite Fassung des „Grünen Heinrich“, die Verwurfsfassung, so sehr es wahr ist, daß ich sie nicht

sehr mag, analytisch für ebenso wichtig wie die erste. Sicher erschöpft sich die Psychoanalyse nicht in Kulturarbeit und die soziologische Arbeitsdevisen: „von einer privatsprachlich deformierten Ausdrucksweise in die Ausdrucksweise der öffentlichen Kommunikation“ oder die horrenden Verlesung von Habermas, die so erfolgreich war, weil sie den topologischen Sinn des Freudschen Satzes verkennt und einfach meint, da stehe: „Aus Es soll Ich werden“ (*Erkenntnis und Interesse*, S. 309) – das ist blanker Unsinn oder blanker Sinn, wie Sie wollen. Die Markierung durch S_1 ist auf der Ebene der Analyse in der Skandierung repräsentiert, und dies bedeutet sicher einen Einbruch des linearen Zeitparameters.

Andererseits, denke ich, wird man wohl nur beklemmten Herzens darüber lachen können, wenn Heinrich Lee schließlich in den Staatsdienst tritt. Denn, vergessen wir nicht, das ist nicht ohneweiters die Lösung, die Keller gibt, es ist die Lösung der zweiten Fassung des Romans, eine Korrektur der ersten, mit der der alte Keller nichts mehr zu tun haben will.

Eines ist die Psychoanalyse sicher nicht: Sie ist nicht der schnellste Weg. Sie ist, gemessen etwa an der zwanghaften Wiederholung, ein anderer Weg, vielleicht auch ein kürzerer, aber sicher nicht der schnellste. Den Kurzschluß, der darin besteht, daß das Objekt des Triebes als Triebziel genommen wird, erreicht man anders. Beispielsweise kann, wie es in „Die Ausrichtung der Kur“ heißt, der Psychoanalytiker, der keiner wäre, das Subjekt dazu einladen, zu sehen, wie schön die Welt ist. Steigen Sie auf den Eiffelturm, heißt es dann, und sehen Sie dieses wunderschöne Paris. Und das Subjekt steigt auf den Eiffelturm und springt schon von der ersten Plattform.

DIE MITTEILUNG VON THEORIE

In diesen Zusammenhang gehört für mich die Mitteilung von Theorie in der Analyse. Ich möchte aus einem Buch vorlesen, das mir gerade in die Hand gekommen ist, Abram Kardiners „Meine Analyse bei Freud“. In dieser Schrift findet sich, manchmal mehr, manchmal weniger ausdrücklich, die Bemerkung, daß Freud wohl ein großer Theoretiker, aber kaum ein großer Analytiker gewesen sei, und es soll damit wohl zu verstehen gegeben werden, daß es sich beim Autor umgekehrt verhalte. Das ist ziemlich unsinnig, denn ich sehe nicht, wie man eine solche Unterscheidung machen kann. Jedenfalls ist, denke ich, aus einer Schwäche in der Theorie niemals eine Tugend der Praxis zu machen. Wenn man aber von Kardiners Unterscheidung absieht, die Musik in den Ohren nicht weniger Analytiker sein mag, und ihn als Zeugen liest, also das liest, was er aus seiner

Analyse bei Freud berichtet, haben wir ein wichtiges Dokument vor uns, das gewisse Bemerkungen in **den** Schriften Freuds, die gerne überlesen werden, bestätigen und ergänzen kann:

„Was die Beurteilung Freuds als Analytiker angeht, so war ich selber zu nah an meiner Erfahrung, um einschätzen zu können, was geschehen war. **Ich** habe Freud einmal gefragt, was er von sich selber als Analytiker halte. ‚Ich bin froh, daß Sie mich fragen, denn offengestanden interessiere ich mich nicht sehr für therapeutische Probleme. Ich bin heute viel zu ungeduldig. Ich habe mehrere Nachteile, die mich zum großen Analytiker ungeeignet **machen**. Einer davon ist, daß ich zu sehr der Vater bin. Zweitens bin ich die ganze **Zeit** viel zu sehr mit theoretischen Problemen beschäftigt, so daß ich bei jeder Gelegenheit an meinen eigenen theoretischen Problemen arbeite, anstatt auf die therapeutischen Probleme zu achten.“

Kein Zweifel, daß Freud das so gesagt haben kann, auch kein Zweifel, daß er es in der Analyse gesagt haben könnte. Ich habe, was derlei Auskünfte angeht, die ja Mitteilung von Theorie sind – denn gesagt ist hier von Freud, daß sein theoretisches Interesse sein therapeutisches überwiege, was eine theoretische Aussage zur Psychoanalyse ist – ich habe keinen Vorbehalt, dies auch zu tun. Es sind Analysanten von mir in diesem Seminar. Und warum sollten sie nicht wissen, daß, die Psychoanalyse zu machen, weit eher heißt, einer theoretischen Liebe nachzugehen als einer Heilungsabsicht.

„Drittens habe ich nicht die Geduld, Leute lange zu behalten. Ich werde ihrer müde, und ich möchte meinen Einfluß ausbreiten“

und Kardiner kommentiert:

„– wahrscheinlich hat er deshalb viele Leute nur kurze Zeit behalten.“

In „Jenseits des Lustprinzips“ bezeichnet Freud das Lustprinzip als das Prinzip der geringstmöglichen Spannung, als das Minimum von Spannung, das gerade noch zu leben erlaubt. Sie kennen die tiefe Definition von Bichat, der das organische Leben als das „Insgesamt der Kräfte, die dem Tod widerstehen“ aufgefaßt hat. Das Lustprinzip, das der Vermeidung von Unlust gilt, und triebliche Spannung wird vom Organismus als Unlust empfunden, verlangt die Minimalisierung dieser Spannung. Gleichwohl wird in der Wiederholung, im Wieder-Holen des Objekts klein *a*, ein Genießen angestrebt, das nicht koextensiv ist mit dem Lustprinzip als Prinzip der Aufrechterhaltung der geringstmöglichen Spannung. Die Wiederholung ist vielmehr der Versuch, in dem Objekt des Begehrens etwas zu kontornieren, das mehr wäre.

Das Auftauchen der Psychoanalyse hat sicherlich mit diesem Mehr, mit dieser Mehrlust zu tun.

Was erwartet der, der die Analyse machen will, vom Analytiker, wenn nicht dies, daß er in ihm einen finde, dessen Position es ermöglicht, daß sein Wissen nicht länger als Zwang, sondern in Termen der Wahrheit funktioniere? Du kannst wissen. Nicht, Du kannst universitär wissen, das tust Du ohnehin, viel leicht bist Du deswegen gerade hier. Du kannst wissen. Allerdings wirst Du nicht Herr dieses Wissens sein, das Deine Rede unterwandert. Du wirst analysieren.

Nicht unbedingt so, daß daraus ein Beruf gemacht werden muß, aber doch so, daß das Subjekt sich in diese Art theoretischer Liebe eingerückt sieht, die Aufschub ist. Und doch mehr, als das Lustprinzip verlangt. Lacan erkennt den Mehrwert des Genießens, das plus-de-jouir als die Aufschubwirkung des Wissens, das im Diskurs des Analytikers am Ort der Wahrheit funktioniert.

PETER WIDMER: *Ich habe da ein Problem. Mir schien es so, als ob Sie sagen würden, in dem Kurzschluß sei das Objekt a kurzgeschlossen erreicht. Das Objekt a ist aber doch das, was unwiederbringlich verloren ist. Der Suicid wäre ein ebenso vergeblicher Versuch, das Objekt a wiederherzustellen, wie das Leben.*

Man kann sie nicht fragen, die diesen Weg gegangen sind. In der Theorie haben Sie sicher recht, aber Sie können daran gerade sehen, was der Wert der Theorie in der Psychoanalyse ist, und nicht mehr. Eine theoretische Liebe ist die dem Begehren des Analytikers eigene Hemmung. Und vielleicht ist dies eine Bedeutung der Feststellung, daß es nur einen Widerstand in der Analyse gibt: den Widerstand des Analytikers. Ich meine, daß man über den Suicid nichts sagen kann, ohne therapeutisch zu werden. Deshalb möchte ich es unterlassen, etwas zu ihrer Feststellung zu sagen, ich möchte Ihnen weder widersprechen noch zustimmen. Sehen Sie zu, was die Mitteilung von Theorie in der Analyse heißen kann. Sie hat nichts mit einer moralischen Stellungnahme zu tun.

PETER WIDMER: *Es geht nicht um eine Frage der Moral, es geht um die Frage der Urverdrängung. Das Objekt a wird durch die Urverdrängung konstituiert als ein unwiederbringliches. In diesem Sinne meine ich, daß das Objekt a prinzipiell nicht erreichbar ist, sondern allein phantasmatisch vorgestellt werden kann. Die Signifikantenkette funktioniert durch den Ausschluß eines Gliedes, es ist eine Leerstelle, die sie funktionieren läßt, und diese Leerstelle ist konstituiert durch die Urverdrängung.*

Das ist Theorie, mithin Behauptung. Was heißt hier prinzipiell?

LUTZ MAI: *Ich würde nach gestern zurückgehen und noch einmal énonciation*

und énoncé genau an dieser Stelle nennen. Freud hat bis zum Schluß auf der Urverdrängung bestanden, und was Freud hier ausführt, ist etwas, das an diesem Punkt zwischen énonciation und énoncé situiert werden könnte. Ich habe immer den Eindruck, wenn ich die Passage darüber lese, daß Freud selber staunt, daß es so etwas gibt wie die Urverdrängung. Ich denke, die Situierung des Urverdrängten hat Norbert Haas gestern, in der zweiten Passage seines Vortrags, etwas zu umreißen versucht. Der Hinweis auf die Signifikantenkette reicht nicht aus, es gibt diese Spalte zwischen énoncé und énonciation, auf die hinzuweisen wäre.

VRENI HAAS: Außerdem ist es so, daß im Kurzschluß, in der letzten und totalen Abspannung das Objekt nicht erlangt wird, weil der Mensch stirbt. Insofern bleibt die Urverdrängung untangiert.

LUTZ MAI: Ja.

PETER WIDMER: Genau das meinte ich. Die Urverdrängung ist nicht rückgängig zu machen.

LUTZ MAI: Sie ist ja auch nie vorgängig gewesen. Freud sagt, bei der Urverdrängung handelt es sich um etwas, das nie bewußt war.

Ich möchte die Stelle vorlesen:

„Wir haben also Grund, eine Urverdrängung anzunehmen, eine erste Phase der Verdrängung, die darin besteht, daß der psychischen (Vorstellungs-) Repräsentanz des Triebes die Übernahme ins Bewußte versagt wird.“

Das soll jetzt genug sein.

VRENI HAAS: Ich möchte noch einmal an das Ende des Zitats zum „Rattenmann“ aus der „Rede von Rom“ erinnern. Lacan spricht dort vom Tragischen. Vielleicht war es individuelles Unglück, eine Verkettung unglücklicher Umstände, vielleicht ist zu wenig analysiert worden, aber wir können das nicht mehr nachvollziehen und nichts mehr daran ändern. Lacan setzt da gewissermaßen einen Abschluß, indem er sagt, das war tragisch, was da passiert ist. Ich finde das wichtig, weil das Gerücht läuft, daß Freud nicht so ein großer Analytiker war, alle seine Analysen sind ihm nicht geglückt; der Rattenmann wird immer als das bitterste Beispiel herangezogen, um zu sagen, da habe Freud das Schlimmste fabriziert. Also nicht nur wie der Wolfsmann, der immer wieder Analysen macht, er ist auch noch in den Tod gerannt. Lacan sagt dagegen, es war tragisch.

EINIGE ÜBERLEGUNGEN ZUR ZWANGSNEUROSE, AUSGEHEND VON DEN „VIER DISKURSEN“.

Roland Chemama

Seit dem [Seminar 1969 70] *L'Envers de la psychanalyse/Die Kehrseite der Psychoanalyse* taucht in der lacanschen Theoriearbeit immer wieder der Bezug auf die „vier Diskurse“ auf. Dieser Bezug gibt zwar die Versicherung eines strengen Symbolismus (Selektion der Grundelemente, Konstruktion von vier Strukturen mit Hilfe einer einfachen Rotation dieser Elemente an vier determinierten Stellen), er wirft aber eben dadurch die Frage auf nach den Diskursen, die dieser Symbolismus einortet. Discours du Maître/Diskurs des Herrn [ich übersetze gelegentlich: „magistraler Diskurs“], discours de l'université/Diskurs der Universität, discours de l'hystérique/Diskurs der Hysterikerin/des Hysterikers, discours de l'analyste/Diskurs des Analytikers – man braucht nicht lange beim ersten Eindruck zu verweilen, den eine solche Aufzählung vermittelt: disparat vielleicht einfach dem Augenschein nach, wovon man aber Rechenschaft geben sollte.

Es scheint, im Rahmen einer so allgemeinen, sicher nicht direkt anzugehenden Problematik, besonders wichtig und interessant zu sein, das Problem der Zwangsneurose einzuführen. Nehmen wir für gegeben, daß Lacans Ausgangsformel die des Diskurses des Herrn ist: In sehr allgemeiner Auffassung besagt diese Formel, daß das Begehren des Subjekts sich nur über dessen Durchlauf durch die Defilees des Signifikanten begreifen läßt, daß ein dem Gesetz der Sprache unterliegendes Subjekt stets nur als durch einen Signifikanten (S_1) bei einem andern Signifikanten (S_2) repräsentiert erscheint und daß diese Operation einen Rest ergibt, das Objekt a . Wir wollen von hier aus den „Diskurs des Analytikers“ als das Dispositiv verstehen, über welches sich, um vom Subjekt wiedergefunden zu werden, der Grundsignifikant (oder die Signifikanten) re produziert, dem das Subjekt sich einmal vereignet hat. Begreifen wir den Diskurs

der Hysterikerin als eine besondere und fundamentale – Beziehung zur Sprache: Obwohl die Hysterikerin/der Hysteriker durch ihre/seine Beziehung zur Sprache schräggestrichen/gebartt ist, erscheint sie/er doch leichter im Vordergrund der Szene, da sie/er ihren/seinen (unbewußt agierenden?) Körper einem jeden, der daraus ein Wissen zu ziehen vermag, offeriert und so zur Analyse herausfordert. All das ist sehr kohärent . . . aber auch sehr unvollständig. Im Kabinett des Analytikers erscheinen, das Wort zu ergreifen, tatsächlich sehr besondere Typen von Subjekt, die in einer alle möglichen Beziehungen des Subjekts zum Signifikanten erschöpfenden Formalisierung nicht zu finden, man sich wundern könnte. Beispielsweise auch der Psychotiker, dessen Beziehung zum Symbolischen so verworren ist, daß möglicherweise eine ganz andere konzeptionelle Ausarbeitung vonnöten wäre, zum Beispiel eine unterschiedliche Verteilung der Orte, an denen die im Spiel befindlichen Elemente auszuzeichnen sind. Dann auch die Bildungen, die möglicherweise nicht ohne Beziehung zur hysterischen *Position* sind, wie die Phobie, um ein Beispiel zu nennen. Aber eine Absenz fällt ganz besonders auf: die der Zwangsneurose. Ist die Zwangsneurose nicht in der Tat eine der großen Erscheinungsseiten der Neurose, deren Bedeutung für die analytische Theorie stetig zunahm, nachdem Freud sie einmal als solche ausgezeichnet hatte?

Jedesmal, wenn Lacan in den *Ecrits* anhand besonderer Analysen eine allgemeine Theorie prägt, folgt der Bezugnahme auf die Hysterikerin die Bezugnahme auf den Zwangskranken, der Rattenmann bildet das Pendant zu Dora. Eine Symmetrie, die aber gleichzeitig auch eine gewisse Dissymmetrie zum Ausdruck bringt. Die dem Zwangskranken zugeordneten Texte, die des öfteren klar länger sind als die Texte, die die Hysterikerin charakterisieren, variieren, so scheint es, mehr als diese: ein Hinweis auf eine schwieriger zu erarbeitende Theorie?

Gibt es eine spezifische Struktur des zwangshaften Diskurses und ist diese Struktur schreibbar ausgehend von den Elementen und Stellen, die in den „vier Diskursen“ im Spiel sind? Um dies beurteilen zu können, soll kurz zurückgegangen und festgestellt werden, was bezüglich jedes der von Lacan besprochenen Diskurse das Charakteristische am System der Stellen ist.

Gewiß interessant ist die Bemerkung, daß Lacan in „Die Kehrseite der Psychoanalyse“ an erster Stelle den Diskurs des Herrn verortet. Besser: Er schreibt vor

die vollständige Formel $\frac{S_1}{b} \rightarrow \frac{S_2}{a}$ die elementare Relation $S_1 \cdot \overset{\circ}{\underset{\circ}{\underset{\circ}{\underset{\circ}{A}}}}$.

Diese Relation, die so den Kern der Ausarbeitung des Diskurses des Herrn und also der vier Diskurse zu bilden scheint, erlaubt es, die Diskurse auf die lacansche Theorie von der Sprache insgesamt zurückzubinden. Bis und mit der Epoche der Rede von Rom [*Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse*, 1953] könnte es aufgrund zahlreicher Formulierungen so aussehen, als ob diese Theorie eine Doktrin der Intersubjektivität darstellte. Die Wahrheit, die sie ins Auge faßt – sie wird oft als dialektisch bezeichnet –, liegt in einem Sinn, der eine Geschichte hat, die der Beziehungen von Subjekt zu Subjekt. Hätte Lacan in jener Zeit die Relation $S_1 \rightarrow S_2$ geschrieben, so hätte diese ohne Zweifel für eine alles in allem klassische Formel der Kommunikation gelten können, Übermittlung eines Sinns von einem Subjekt an ein anderes Subjekt. Ein Diskurs, im Rahmen einer Theorie der Intersubjektivität, ist etwas, das zwei symmetrische Subjekte einander verbindet. Dagegen führte von dieser Zeit an die Funktion des Psychoanalytikers, der nicht antwortet, eine Dissymmetrie ein und kündigte eine völlig andere Konzeption der Andersheit an. Wenn das Subjekt in seinem Diskurs sich auf ein anderes bezieht, so, für Lacan, vor allem auf das Andere/l'Autre, das heißt: nicht auf ein Individuum, sondern auf die Sprache, auf den Code oder besser: auf den Signifikantenschatz, auf das von der Sprache transportierte Gesetz. Darüberhinaus kann das Subjekt auf dieses Gesetz sich nur beziehen, weil es selbst von einem Signifikanten repräsentiert ist. Diese Relation schreibt Lacan $S_1 \cdot \dot{A}$ oder auch $S_1 \rightarrow S_2$, wobei S_2 die signifikante Batterie vorstellt, die Lacan, heute, Wissen nennt, und S_1 den privilegierten Signifikanten, den Herrschsignifikanten/le signifiant maître.

Es bedarf von dieser – elementaren – Ebene aus auch einer Unterscheidung zwischen Elementen und Stellen. Grundlegend ist hier nicht die Relation von magistralem Signifikanten und Wissen, sondern grundlegend ist der Umstand, daß zur Charakterisierung eines Diskurses vor allem der Typus von Andersheit unterschieden werden muß, den ein bestimmter Diskurs impliziert, und das Element, in dessen Namen eine Beziehung auf diese Andersheit aufgebaut ist. Von da aus läßt sich das vollständige System der Stellen aufzeichnen:

der Agent/das Agens
die Wahrheit

der andere
die Produktion,

denn die Wahrheit interferiert latent unter dem, was nur dem Anschein nach als Agens auftritt, und stets wird in den Dispositiven des Diskurses etwas produziert.

Wir möchten sagen, daß in jeder *Untersuchung* eines Diskurses sich notwendig zwei Fragen stellen:

- 1) in wessen Namen ergeht dieser Diskurs? Diese Frage teilt sich in zwei Fragen:
 - a) Wer oder was organisiert dem Anschein nach diesen Diskurs, was spielt die Rolle des Agenten und b) Wer oder was organisiert den Diskurs fundamentaler, was ist dessen Wahrheit?
- 2) auf was hin ergeht dieser Diskurs? d. h. a) An welchen andern wendet sich dieser Diskurs dem Anschein nach und b) Sicherlich wichtiger: Was für ein Produkt erzeugt ein solcher Diskurs?

Zu sagen, daß ein Ensemble von Aussagen/eine Aussagemenge Diskurs macht, heißt also, es ist möglich, *spezifische* Antworten auf diese Fragen zu geben und streng die Elemente dem kohärenten und vollständigen Stellensystem zuzuweisen, das die lacansche Theorie einführt.

Ist dies nun für die Zwangsneurose der Fall? Nennen wir unser Resultat, bevor wir versuchen, es zu demonstrieren: Die Zwangsneurose scheint die gleiche Struktur zu haben wie der universitäre Diskurs. Wir wollen das in zwei Schritten zeigen: zunächst indem wir die Elemente des Diskurses des Rattenmanns ausgehend vom Text der ersten Sitzungen der Kur bestimmen; dann indem wir prüfen, ob die als Diskurs der Universität bekannte Formel die Phänomenologie der Zwangsneurose aufzuhellen vermag.

1 *Der Rattenmann*

In bezug auf die erste Sitzung der Kur des Rattenmanns übernimmt Freud die Meinung Adlers, der betonte, welches Gewicht insbesondere den allerersten Mitteilungen der Patienten beizumessen ist. Ein Gewicht, das hier noch einen besonderen Akzent erhält aufgrund der „Frische“ der Diskurse in jener Zeit, in der die Patienten noch nicht mit fertigen Vorstellungen von der Psychoanalyse und von dem, was sie von ihr glaubten erwarten zu können, ankamen. Eine aufmerksame Lektüre der vorausgehenden Unterredung und der ersten Sitzungen seiner Kur läßt unterscheiden, wie sich der Diskurs des Rattenmanns organisiert.

Es ist zunächst recht evident, daß, zumindest auf der Ebene des Offenkundigen, des Manifesten, eine zentrale Rolle dem zukommt, worüber der Patient sich beklagt, woran er leidet und um dessentwillen er in die Behandlung kommt, sein Symptom. Dieses Symptom brachte ihn nicht nur ins Kabinett des Psychoanalytikers, es bestimmt einen beträchtlichen Teil seiner Lebensführung/*agencement* de sa vie. Wenn man ihm die Stelle des Agens im Diskurs, der nun zu verorten

ist, zuerkennt, so akzeptiert man einfach, diesen Diskurs ohne Vorurteile zu hören. Und sofort ist zu bemerken, daß diese Disposition des freien Hörens es Freud erlaubt hat, die Struktur der Zwangsneurose zu isolieren. Vor Freud löst Magnan, nach ihm Janet die Originalität des Zwangssymptoms in unterschiedliche nosographische Schemata auf (Entartung, Psychasthenie). Freud geht vom Symptom aus, von der Zwangsvorstellung. Wenn es um den Diskurs des Zwanghaften geht, so ist hier, zumindest dem Anschein nach, das Hervorragende die Zwangsvorstellung, der Zwang, und dieser ist an der Stelle einzuschreiben, an der im Diskurs des Herrn der herrschende Signifikant eingeschrieben ist.

Es ist jedoch anzumerken, daß Freud in der Folge des Textes, auf die Frage der Zwangsvorstellungen zurückkehrend, sagt, daß es korrekter wäre, von „Zwangsgedanken“ zu sprechen und „hervorzuheben, daß die Zwangsgebilde den Wert der verschiedenartigsten psychischen Akte haben können. Sie lassen sich als Wünsche, Versuchungen, Impulse, Reflexionen, Zweifel, Gebote und Verbote bestimmen.“ [G. W. VII, 439 f.] Das sollte uns vor allem ermutigen, uns nicht mit einer fertigen Vorstellung vom Inhalt der Zwänge zufriedenzugeben, sondern vielmehr danach zu suchen, worin sie einander sich annähern trotz der Unterschiedlichkeit ihrer Erscheinungsweisen.

Hören wir den Rattenmann. Er leidet an Zwangsvorstellungen (damit beginnt er). Er befürchtet, daß zwei Personen etwas zustoßen könnte, die ihm teuer sind. Unterstreichen wir sofort die 2. Es geht um seinen Vater und um die Dame, die er verehrt. In der Tat führt er als Inhalt des Zwangs sogleich die zwei Terme einer Alternative ein. Wenig später erfährt man, daß die okkasionelle Krankheitsveranlassung in dem Problem liegt, „ob er seiner armen Geliebten treu bleiben oder in die Fußstapfen des Vaters treten und das schöne, reiche, vornehme Mädchen, das ihm bestimmt worden, zur Frau nehmen solle.“ [G. W. VII, 420] Der Rattenmann ist total gefangen in Dilemmata dieser Art.

Soll er

seinen Vater
das reiche junge Mädchen

seine Bekannte
das arme junge Mädchen

wählen?

Hatte sein Vater recht, als er

seine (reiche) Mutter und nicht

ein armes, junges Mädchen,
das er liebte

wählte?

*Liebt er die „Tochter Freuds“ wegen
ihres Geldes?*

ihrer schönen Augen?

Kurz, worum es anscheinend bei den Leiden des Zwangskranken geht, das, was sein Symptom ausmacht, ist nichts anderes als das Gesetz des Signifikanten, insofern dieses Gesetz, wie Lacan in seinem Seminar zu Übertragung sagt, das Gesetz des „entweder . . . oder“, des „entweder das eine oder das andere“ ist. Es entspricht der Natur des Signifikanten, das er als Signifikant nur gesetzt werden kann in bezug auf einen andern Signifikanten. Eben dies zwingt uns, das System des Signifikanten als wesentlich *binär* zu setzen, was man *Wissen* nennen kann. So kommen wir zu einer ersten Annäherung an die Zwangsneurose. Wir sagen, es ist das Wissen, das, in der Position des Agenten, das Zwangssymptom bildet. Was unaufhörlich in der „Seele“ des Zwangsneurotikers funktioniert, diese anscheinend autonome Maschine, deren Spielzeug er ist, scheint nichts anderes zu sein als der Automatismus des Wissens. Entweder/oder. Entweder gebe ich es auf, mich in diesem Spiegel zu betrachten, oder meinem Vater im Jenseits geschieht etwas. Da dieser Automatismus beim Zwangsneurotiker besonders rein zum Ausdruck kommt, war es möglich, hier den Wiederholungszwang besonders gut zu isolieren. Wenn wir diese Frage auch im Moment offen lassen, so kann man doch nur unterstreichen, wie wichtig solche Annäherungen sind, denn in gleicher Weise ist an die Organisation der signifikanten Netze heranzugehen, an die Schikanen und Sackgassen des zwanghaften Textes.

Das Zwangssymptom, das in seiner Form zwingend ist, trägt indessen das Gesetz, nach dem es verstanden werden könnte, nicht in sich selbst. So wie der Versprecher auf die Interferenz einer Wahrheit verweist, die ihn übersteigt: die Wahrheit des Subjekts, das über einen Signifikanten, der es repräsentiert ($\frac{S_1}{\$}$), erscheint, so kann man sich fragen, was unter dem Symptom des Zwangsneurotikers ist, was dessen Wahrheit ist.

Man braucht nicht lange zu warten, um zu sehen, in welcher Richtung zu suchen ist. Freud hat akzeptiert, den Dr. Lehrs in Kur zu nehmen. Er teilt ihm in der ersten Sitzung die Grundregel der Psychoanalyse mit, die Regel, frei zu assoziieren und nichts auszulassen. Damit steht der Patient vor einer „freien“ Wahl: welchen Beginn er nehmen möchte. Vergessen wir nicht, er ist einer der allerersten, vielleicht der erste, der sich in diesem Fall befindet. Womit wird er beginnen?

In Anschluß eben an diese allerersten Worte zitiert Freud Adlers Meinung bezüglich der Wichtigkeit der ersten Mitteilungen der Patienten. Freud denkt, in den ersten vom Rattenmann am 2. Oktober 1907 geäußerten Sätzen den Einfluß

aufzudecken, den Männern auf ihn ausüben, seine homosexuelle Objektwahl, schließlich den Konflikt, den Gegensatz, den er zwischen Mann und Frau aufbaut. So sicher es aber erscheint, daß auf Ernst Lehrs Männer großen Einfluß haben, so ist es durchaus nicht sicher, ob seine ersten Sätze diese Männer in die Position des Objekts einer homosexuellen Wahl rücken. Man muß hier dem Text genauer folgen. Die Frage, die ihm zusetzt, ist: „Was will ich?“ Anders gesagt, den bereits angesprochenen Gesetzen des Wissens zufolge: „Bin ich gut, bin ich schlecht?“ Und eben da berichtet Dr. Lehrs eine Reihe von Beispielen, von Fällen, in denen er sich aus der Affäre zu ziehen hatte. Lewy, sein Freund Guthmann, Fräulein Rosa, deren Name an ein anderes Kindermädchen erinnert, Fräulein Robert, das sind nun tatsächlich Männer oder Frauen, die von ihm in der Eigenschaft, daß sie an einen Mann denken lassen, genannt werden. Indessen läßt uns eine derartige Konfrontation heute nicht mehr an die Wiederkehr eines verdrängten homosexuellen Begehrens denken. Es wird vielmehr deutlich, daß es da um sein Wesen geht, über das er sich Fragen stellt, das Bild, das er sich von sich selbst machen kann in bezug auf alle die Personen, die die Stelle seines Ichideals vertreten. Ein solches Konzept stand Freud 1907 noch nicht zur Verfügung. Außerdem ging es ihm bei dem Versuch, den manifesten Text der Erzählung seiner Patienten zu entziffern, vor allem um das nach dem „normalen“ oder umgekehrten Modus des Ödipuskomplexes strukturierte Begehren: ein Mann, in dieser Perspektive, ist entweder Substitut des Verbote aussprechenden Vaters oder des Vaters als Liebesobjekts, oder beider. Trotzdem kann der Fall des Rattenmanns helfen, über dieses Schema, das reduziert sein kann, hinauszukommen.

Es scheint durchaus möglich, den manifesten Text durch zwei Reihen von Bemerkungen zu vervollständigen. Zunächst ist es sicher möglich, über die angesprochenen Personen hinaus eine erste Manifestation der Übertragung zu sehen. „Er habe“, berichtet er, „einen *Freund*, den er außerordentlich hochstelle (Dr. Guthmann). Zu dem gehe er immer, wenn ihn ein verbrecherischer Impuls plagt, und frage ihn, ob er ihn als Verbrecher verachte.“ Freud, als er sich das nach der Sitzung notiert, unterstreicht das Wort „Freund“. Wie daran zweifeln, daß der Patient unbewußt auch von Freud ein Urteil erwartet?

Sodann ist festzuhalten, daß die Versicherung, es ginge um den Wert des Subjekts, in nichts dem widerspricht, was Freud über die Wichtigkeit dieser ersten Sitzung behauptet. Wir werden noch sehen, wie wichtig diese Frage im Leben von Ernst, als er noch Kind war, gewesen ist. Dieses Kind, hatte sein Vater gesagt, wird entweder ein großer Mann oder ein großer Verbrecher. [S. G. W.

VI, 426] Bin ich ein Verbrecher? diese Frage stellt er sich fortan immer wieder. Und was also filigranartig in diesen Erzählungen aufscheint, was auch in der Andeutung von Übertragung durchscheint, ist eine Unruhe bezüglich dessen, was dieser oder jener als Ideal aufgefaßte Mann von ihm denken könnte, was der Vater, wenn man so will, von ihm denken könnte. Kurz, wenn die signifikanten Alternativen (entweder/oder, entweder ein großer Mann oder ein Verbrecher, entweder x zur Frau nehmen oder y) sich auf der manifesten Ebene ununterbrochen erneuern, so ganz sicher deshalb, weil auf dieser Ebene der Signifikant fehlt, der das Sein des Subjekts festmachen könnte, der Signifikant, der ihm diese Dilemmata ersparen könnte, der Signifikant, dessen Träger der Vater sein könnte. Sagen wir: im Zwangssymptom interferiert ein fehlender Signifikant oder ein Signifikant des Fehls, jedenfalls das, was man den Herrnsignifikanten nennen kann, insofern das, was das Subjekt hier sucht, ohne es allzugenau zu wissen, das Wort ist, das sein Geschick regiert: $\frac{S_2}{S_1}$. Vergessen wir nicht, Lacan hat den Begriff des Garanten der Wahrheit gerade im Zusammenhang mit dem Zwangsneurotiker konstruiert.

Den Diskurs des Zwangsneurotikers organisiert also sein Symptom, dem Anschein nach, all die minutiösen Regeln, denen er sich unterwirft; in Wahrheit aber ein Herrnsignifikant, ein abwesender Signifikant, ein Gesetz, das als solches unmöglich zu etablieren ist, und für welches er dauernd Ersatz zu schaffen sucht. Eine andauernde Aktivität, die auch eine Dauervorstellung ist. Die notwendig eine Vorstellung, ein Schauspiel ist. Denn wenn der Rattenmann in allen wichtigen Verhältnissen, die er zu andern Männern unterhält, auszumachen sucht, was er in bezug auf das ist, was sein Ichideal ausmacht, so ist umgekehrt die Frage seiner Beziehungen auf sein Ichideal, die Frage nach dem Signifikanten, der ihn definieren könnte, nur zu stellen über eine Relation, in der er sich in bezug auf alle diese männlichen Personen in sehr große Abhängigkeit setzt. Lacan hat oft unterstrichen, wie sehr der Zwangsneurotiker sich in „absolute Abhängigkeit in bezug auf den Andern“ begeben kann. In der analytischen Kur zeigt sich das am „guten Willen“, den er plakatiert. So beeilt sich Dr. Lehrs vom Vorgespräch an, eine Besserung seines Zustands dem Umstand zuzuschreiben, daß er *eben jetzt* eine Bekanntschaft gemacht habe, die ihm regelmäßig geschlechtliche Beziehungen zu haben erlaubt. Freud unterstreicht dieses *eben jetzt* und Elza Ribeiro Hawelka stellt in den Notizen, die sie für das „Tagebuch einer Analyse“ schreibt, sehr zu Recht eine gewisse Dienstfertigkeit Freud gegenüber heraus, dem der

Rattenmann übrigens Ideen eingeben sollte, die später die von Reich wurden.

Man kann aber noch etwas weiter gehen. Was der Zwangsneurotiker am Ort jenes andern installiert, von dem er sich so gründlich abhängig macht, ist die Lust/das Genießen. Ernst Lehrs ist nicht nur darin dienstfertig, daß er in seiner Kur beizubringen sucht, was seiner Meinung nach Freud Spaß machen könnte. Von der zweiten Sitzung an, als er bereit ist, von der Rattenstrafe zu sprechen, unterbricht er sich, steht auf, verlangt von Freud, er solle ihn von dem dispensieren, was er zu sagen hat, kurz, er verhält sich, als verlange er geradezu, *gezwungen* zu werden, und wiederholt so in der Übertragung genau das, was er nicht erzählen zu können behauptet. Genau das, sagt Lacan, hat Freud durchaus gesehen: „die aktuelle Wirkung der Wiederholung dieser Erzählung entgeht ihm so wenig wie die darufhin erfolgende Identifizierung des Analytikers mit dem grausamen Hauptmann, der dieser Erzählung mit Gewalt Zutritt zum Gedächtnis des Subjekts verschafft hat.“ [S. Schriften I, 133] „Bei allen wichtigeren Momenten der Erzählung merkt man an ihm einen sehr sonderbar zusammengesetzten Gesichtsausdruck, den ich nur als *Grausen vor seiner ihm selbst unbekannt* Lust auflösen kann.“ [G. W. VII, 392] Diese Lust, die ihn zugleich fasziniert und erschreckt, delegiert er an andere: an den grausamen Hauptmann, an Freud. So ist leicht begreiflich, daß seine hauptsächliche Obsession ins anale Register gehörig ist: „Das Analstadium“, sagt Lacan, „läßt sich so charakterisieren, daß das Subjekt ein Bedürfnis allein um der Befriedigung eines andern willen befriedigt. Man hat dem Subjekt beigebracht, dieses Bedürfnis zurückzuhalten, damit es sich als Befriedigung des andern instituieren kann, der es erzieht. Die Befriedigung des Hätscheln von Kindern, zu der das Trockenlegen zählt, ist zuerst die Befriedigung des andern.“ (*Seminar zur Übertragung*).

Für den Rattenmann, sagen wir, schreibt sich die Mehrlust am Ort des andern ein. Ist aber nicht gerade das bestreitbar? Von der ersten Sitzung an spricht er von den Kindermädchen, die er nackt zu sehen wünschte, die er entkleiden und berühren wollte. Es muß indessen zunächst bemerkt werden, daß das wesentliche Problem oft das zu sein scheint, daß er wissen möchte, ob er zu *ihrem* Genuß auch taugen wird. So denkt Rosa, Ernst „werde gewiß daneben fahren.“ [G. W. VII, 387] Ein paar Zeilen darauf erfahren wir, daß sie es sich gefallen läßt, aber, wie Dr. Lehrs sogleich hinzufügt, war sie „offenbar geschlechtlich sehr bedürftig“. Kann hier übersehen werden, daß das Subjekt sich zum Objekt des Lustempfindens eines andern macht? Sogar als es um sein eigenes Begehren, zu schauen, geht, sagt er, daß ihn bezüglich dieses Begehrens das Gefühl des „Un-

heimlichen“ befallen habe: Dieser Ausdruck, dem Freud dann einen Aufsatz widmet, sagt sehr gut, was er sagen will: Das Subjekt begreift sein eigenes Begehren als fremd und beunruhigend, als Begehren dessen, was in ihm Anders ist. Kurz, die **Anallust** oder die Schaulust sind auf dem Feld des Andern einzutragen.

Und das Subjekt darin? Unfähig zu glauben, daß es seinen Diskurs (oder seine Existenz) befördere, wie dies die Hysterikerin tut, nicht einmal die Wahrheit seines Symptoms, und wäre diese verdrängt, konstituierend, unfähig auf eine Lust Anspruch zu erheben, die einem andern vorbehalten bleibt, ist es letztlich nur das Abfallprodukt dieses ganzen Systems. Natürlich bilden die Zwangsmechanismen ideale Produktionsbedingungen für Subjekte im strengen Sinn, das heißt für Subjekte, die dem Gesetz und den Gesetzen unterworfen/assujettis, kniefällig unterworfen sind.

2 – Einige Ausblicke auf die Zwangsneurose

Es war unsere Absicht, ausgehend von einem **bekanntem** klinischen Fall zu zeigen, daß der Diskurs des Zwangsneurotikers der gleiche ist wie der Diskurs der Universität. Bleibt zu beweisen, daß eine solche Begriffsfassung nicht unproduktiv ist und daß sie erlaubt, einige wesentliche Dinge, die wir von der Zwangsneurose wissen, zusammenzufassen.

1) Es gibt keinen Andern des Andern

In den vier Diskursen, sagt Lacan, gibt es „eine, immer diesselbe, Disjunktion von Produktion und Wahrheit.“ Man kann dem hinzufügen, daß diese Disjunktion auf latente Weise das Ganze des Diskurses bestimmt. Wenn unser Gedanke richtig ist, daß sich der Diskurs des Zwangsneurotikers $\frac{S_2}{S_1} \quad \frac{a}{\$}$ schreibt, müßten wir, latent aber grundlegend im Diskurs des Zwangsneurotikers, eine Disjunktion von Subjekt und herrschendem Signifikanten finden, oder von Subjekt und Signifikant, in dem das Subjekt das Gesetz seines Seins finden könnte. Bestätigt die Theorie das Gewicht dieser „Disjunktion“?

Gehen wir von einem der ersten Urteile aus, das Freud über die Zwangsvorstellungen gefällt hat. 1896, in *Weitere Bemerkungen über die Abwehr-Neuropsychosen* schreibt er: „Zwangsvorstellungen sind jedesmal verwandelte, aus der Verdrängung wiederkehrende Vorwürfe, die sich immer auf eine sexuelle, mit Lust ausgeführte Aktion der Kinderzeit beziehen.“ [G. W. I, 386] Das alles

schreibt sehr direkt die Frage der Zwangsvorstellungen in die Geschichte der auf die Hysterie bezogenen Konzeptionen Freuds ein. Wie man weiß, hatte Freud zunächst geglaubt, daß die Hysterikerinnen in ihrer Kindheit Opfer einer Verführung gewesen seien. Das Studium der Zwangsneurosen in diesem Sinne ist grundlegend, denn es gibt ihm die Gelegenheit zu einem ersten Bruch. In *L'Hérédité et l'étiologie des névroses* schreibt er: „[Übers.:] In der Zwangsneurose handelt es sich im Gegenteil um ein Ereignis, das Lust bereitete, um eine sexuelle Aggression, die vom Wunsch inspiriert war (im Falle des Jungen) oder um die lustvolle Teilnahme am Geschlechtsverkehr (im Falle des Mädchens). Die zwanghaften Vorstellungen . . . sind nichts anderes als *Vorwürfe, die das Subjekt wegen dieser vorweggenommenen sexuellen Lust sich macht.*“ [Vgl. G. W. I, 420 f.] Hier ist zu bemerken, was dann von großer historischer Bedeutung sein wird: Dieser Gedanke einer Befriedigung ist vor allem deswegen so wichtig, weil er erlaubt, auch für die Hysterie von der Theorie der Verführung und also des Traumas abzugehen. Es wurde somit möglich, die Aufmerksamkeit auf die Existenz einer kindlichen Sexualität zu lenken. Vor allem aber wurde möglich, zwischen psychischer Realität und materieller Realität zu unterscheiden. Sowie nämlich angenommen wird, daß es eine phantasmatische Realität der Verführung in Abwesenheit jeglicher materieller Realität geben könne, ist es nicht mehr so sehr der Ereignisaspekt der sexuellen Befriedigung, der in der Produktion der Zwänge und zwanghaften Handlungen spielt. Man kann sogar sagen, daß sich der Akzent in der Theorie nunmehr auf die unbewußten Vorwürfe verschiebt, aufs Schuldbewußtsein, wobei das, was diese Vorwürfe hervorrufen kann, etwas in den Hintergrund rückt. So kommt Freud in einem Aufsatz, geschrieben im Jahr der Analyse des Rattenmanns, mit folgenden Worten auf diese Frage zurück: „Die Analyse der Zwangshandlungen hat uns bereits eine Art von Einsicht in die Verursachung derselben und in die Verkettung der für sie maßgebenden Motive ermöglicht. Man kann sagen, der an Zwang und Verboten Leidende benimmt sich so, als stehe er unter der Herrschaft eines *Schuldbewußtseins*, von dem er allerdings nichts weiß, eines unbewußten Schuldbewußtseins also, wie man es ausdrücken muß mit Hinwegsetzung über das Sträuben der hier zusammen treffenden Worte.“ [G. W. VII, 135]

Zu den Ursachen dieses Schuldbewußtseins aber sagt Freud nur, seine Quelle habe es in „gewissen frühzeitigen Seelenvorgängen“. [l.c.] Man spürt wohl, daß das hier nicht mehr das Wesentliche ist. In der Tat, das Gewicht des Schuldbewußtseins führt weniger zur Suche nach okkasionellen Motiven als vielmehr

zum Gedanken, daß die wesentliche Forderung des Unbewußten in der Zwangsneurose die Unterwerfung unter das Gesetz ist. So erklärt sich im Fall des Rattenmanns die Verpflichtung, jemandem Geld zurückzugeben, der es gar nicht vorgestreckt hat, aus dem Umstand, daß diese Verpflichtung ausgesprochen wird vom Hauptmann, also dem Substitut des Vaters, womit sie unbewußt die Form eines väterlichen Befehls hat. Selbst wenn sie absurd ist, wie Freud sagt, so „kann der Vater nicht irren“, auch „die Majestät kann nicht irren.“ [G. W. VII, 437]

Auch sollte man hinzufügen, daß es nicht ausreicht, wenn man sich nur an die Beziehungen hält, die Ernst Lehrs mit seinem realen Vater unterhält. In *Der Individualmythos des Neurotikers* erinnert Lacan daran, daß dieser Vater Unteroffizier war „mit allem, was das an Autorität mit sich bringt, die aber ein wenig den Spott herausfordert.“ Zweifellos weil der Vater sich nur schlecht dazu eignet, das Gesetz zu stützen, ist dieses umso mehr notwendig: Die Erscheinung des Gesetzes bedarf der Absicherung, und zwar umso mehr, als es als solches nicht leicht kenntlich zu machen ist. Man kann hier daran erinnern, was die Klinik sehr oft bei einem Kind, dem eine zwangsneurotische Zukunft bevorsteht, als Merkmal feststellt: Es wurde zu sehr geliebt, zu sehr in seinen Ansprüchen befriedigt und also allzu abhängig vom Anspruch seiner Mutter (denken wir daran, was wir bezüglich des Analstadiums gesehen haben); kurz, es wurde, wie man oft sagt, nicht genügend kastriert, etwas auf der Ebene des den Inzest untersagenden Gesetzes hat schlecht funktioniert. Indessen lassen sich die Dinge über die Klinik hinaus in einer eher strukturellen Weise darstellen. Sagen wir, daß die grundlegende Schwierigkeit für den Zwangsneurotiker die ist, im Diskurs, in dem er seit seiner Kindheit gefangen ist, eine Wahrheitsgarantie, ein sicheres Gesetz zu finden, das sein Handeln leiten könnte. Das freilich ist für jedes Subjekt eine Unmöglichkeit: Es gibt keinen Garanten für die Wahrheit, es gibt keinen Andern des Andern, es gibt keinerlei letzten Signifikanten, an welchem das Arsenal der unbewußten Signifikanten festzumachen wäre. Der Herrnsignifikant ist diesem Sinne ist nichts anderes als der Signifikant eines Fehls. Und man kann sagen, daß der Zwangsneurotiker mehr als jeder andere von diesem Fehlen des Gesetzes affiziert ist. Diesen Mangel zuzuschütten, bemüht er sich unermüdlich, Regeln auf Regeln, Vorschriften auf Vorschriften, Verbote auf Verbote türmend.

Es ist nun sicher möglich, in einer etwas anderen Weise an das Problem der Disjunktion zwischen $\$$ und S_1 in der Zwangsneurose heranzugehen. Wenn wir den Diskurs des Zwangsneurotikers nehmen und dabei unserer Darstellung folgen, ist es zweifellos nicht unmöglich, das Symbol S_1 , das Symbol eines in

bezug auf alle übrigen Signifikanten, die das Netz des Wissens bilden, privilegierten Signifikanten direkt als den phallischen Signifikanten zu lesen. Man hätte also zu fragen, ob es möglich ist, in der Zwangsneurose eine zentrale Disjunktion von Subjekt und Phallus zu erkennen. Ohne allzu lange dabei zu verweilen, kann man gleichzeitig die offensichtlichen Widersprüche und die reale Konvergenz der Analysen des Statuts des Phallus beim Zwangskranken aufnehmen. Auf einen andern berühmten Fall von Zwangsneurose zurückgreifend (die Kindheit des Wolfsmanns) versichert Leclaire, daß der Zwangsneurotiker, „der von seiner Mutter zu früh als Phallus besetzt wurde“, auf der Suche nach seiner Kastration sei. (*Cahiers pour l'analyse*, No. 5) Sehr im Unterschied dazu, könnte man meinen, sagt Lacan in *Das Begehren und seine Deutung* (*Bulletin de psychologie*, 1959): „Wir würden, um bei der Metapher vom Schachspiel zu bleiben, sagen, daß das Subjekt *seine Dame* nicht *verlieren will* . . . den Phallus, den das Subjekt um jeden Preis bewahren will.“ Bewahren oder opfern?

Tatsächlich löst sich der Widerspruch, sowie man bemerkt, daß das Subjekt seinen Phallus nur bewahren kann, indem es ihn *anderswo*, *außerhalb des Spiels* behauptet: „es muß ihn außerhalb des Spiels behaupten, denn im Spiel könnte es ihn verlieren . . . So würde sich auch die ganze Vorsicht erklären, die vom Subjekt bewiesen wird: es behauptete sich verschlossen, gefesselt (in seinem Kinderwagen oder sonstwo), damit der phallische Signifikant *anderswo* sein könne, **wo** es das Bild einer geträumten Allmacht sieht.“ Ist hier nicht tatsächliche Disjunktion des Subjekts zum Phallus? Der Zwangsneurotiker hat sich nur ununterbrochen als unterworfen (gefesselt!) zu *produzieren*, damit *anderswo* (Ort einer unmöglich zu erlangenden Wahrheit) der Phallus subsistieren könne.

2) Der zwanghafte „Stil“

Aus allem Vorgehenden, aus der Disjunktion $S_1/\$$, ließe sich vielerlei ableiten. Begnügen wir uns damit, ein wenig an die Phänomenologie des Zwangsneurotikers ausgehend von den Relationen $\frac{S_2}{S_1}$ und $\frac{a}{\$}$ heranzugehen.

$\frac{S_2}{S_1}$ a) S_2 als Substitut von S_1 kann man, wenn man ausbeuten will, was die Ziffer 2 suggeriert, sekundär nennen. Man kann in der Tat die Dinge in folgender Weise darstellen: Wo *das* Gesetz fehlt, wird es von einer besonderen, in bezug auf das Gesetz sekundären Regel ersetzt. In den meisten Fällen genügt aber diese Regel nicht. Sie wird dann von einer zweiten wichtigeren ersetzt, die die erste einschließen kann. Man kann das das Gesetz der Lawine nen-

nen, es wird recht deutlich in gewissen Entfaltungen religiöser Gebote. Freud hat die Abwehrvorgänge gelegentlich als sekundär bezeichnet, die sich dann herausbildeten, wenn die Bildungen des Erstkompromisses sich als untauglich erwiesen. Wie man sieht, kommt diese Verwendung des Ausdrucks ziemlich nahe an unsern Gebrauch heran. Darüberhinaus gibt der Terminus „sekundär“ recht gut Rechenschaft vom nahezu spottwürdigen Charakter vieler der zwanghaften Zeremonien. „Das neurotische Zeremoniell besteht in kleinen Verrichtungen, Zutaten, Einschränkungen, Anordnungen . . .“ [G. W. VII, 130] Man sieht, daß das Nichtbefolgen dieser Regeln, die sich auf offensichtlich sekundäre Bereiche des Lebens beziehen, nicht die Ängste nach sich ziehen würde, die es hervorruft, wenn diese Regeln nicht Substitute eines fundamentaleren Gesetzes wären.

b) wenn wir uns weiterhin von der Ziffer 2 leiten lassen, können wir sagen, daß S_2 im Gegensatz zu S_1 binär (im Gegensatz zum unären/zum einzigen Signifikanten) ist. Von der Zwangsneurose sprechend sagt Lacan in *Télévision*, es gehe um eine „Seelenschere“. Eine Schere hat aber stets zwei Schneiden. Da er nicht weiß ($S_1//\S$), was man von ihm will (was will er mir?), was er tun soll, ist der Neurotiker stets vom Zweifel zerrissen (Freud insistiert lange darauf). Wir haben da offensichtlich wieder jenes „entweder das eine . . . oder das andere“, jenes „sei es . . . sei es“, jenes „wenn . . . dann“. Der Zwangsneurotiker ist nie ein Mann kategorischer Urteile, immer der Mann hypothetischer oder disjunktiver Urteile.

c) Dieser Zwang, zu zweifeln, sagt Freud, gibt ihm gleichzeitig eine Neigung zur Spekulation. Er liebt es, Fragen nachzugehen, die schwer lösbar sind. Er ist, wenn dieses Spiel mit den Begriffen der Psychologie erlaubt ist, sekundär in dem Sinn, in dem die Psychologie das Wort versteht. Ohne Zweifel ist dies die Erklärung dafür, warum die Universität das Merkmal der Zwangsneurotiker par excellence ist, und warum Universität und Zwangsneurose dieselbe Struktur haben.

a $\frac{a}{\S}$ Und trotzdem spielt der Zwangsneurotiker selten eine maßgebliche oder innovatorische Rolle in Kultur oder Gesellschaft. Dies ist zu verstehen, wenn man das Zwangssubjekt mit dem Subjekt vergleicht, das im Diskurs des Herrn im Spiel ist. Während dieses ($\frac{S_1}{\S}$) sich mit einem Signifikanten zu identifizieren vermag, der es repräsentiert, einem Signifikanten als Insignie der politischen Macht oder der kulturellen Rolle, hat der Zwangsneurotiker einen weitaus schwierigeren Zugang zu solch symbolischer Identifizierung. Bei ihm gibt es,

wenn man diese Sprache überhaupt noch **brauchen** kann, die „Fixierung“ an ein früheres Stadium, das anale Stadium. Für ihn gilt, wie man sagen könnte, daß „alles banal ist, was nicht anal ist.“ Anstatt sich an einen Herrnsignifikanten zu vereignen, bleibt er auf immer Abfall eines Abfalls ($\frac{a}{\$}$). Nicht daß er Gesellschaft oder Kultur nicht achtete, nicht daß er „immoralisch“ wäre, weit entfernt! Aber ihm fehlt die Funktion des Ichideals, die, wie man weiß, Produkt einer symbolischen Identifizierung ist, Produkt einer Identifizierung mit einem Signifikanten. Daher ist er in jenem sadistischen Stil, der dem analen Register entspricht (vgl. die unerbittlichen Sauberkeitsvorschriften), jener „obszönen, wilden Figur“ ausgeliefert, „die die Psychoanalyse das Überich nennt, und die man als jene Kluft zu begreifen hat, die im Imaginären immer dann sich auftut, wenn die Befehle des Sprechens verworfen wurden.“

Wiederaufnahme eines Exposés aus dem Seminar von J. A. Miller über die Vier Diskurse (73–74).

Aus dem Französischen von N. H. Zusätze in eckigen Klammern vom Übersetzer.

Aus: *Ornicar? Bulletin périodique du Champ freudien*, No. 3 (mai 75), 71–83.

DER INDIVIDUALMYTHOS DES NEUROTIKERS

Jacques Lacan

Text hergestellt von Jacques Alain Miller

Der Individualmythos des Neurotikers wurde als Vortrag im *Collège philosophique* von Jean Wahl gehalten. Sein Text wurde 1953 verbreitet, ohne Lacans Zustimmung und ohne von ihm überarbeitet worden zu sein (vgl. *Ecrits*, 72, Anm. 1; *Schriften III*, 14, Anm. 8).

Der Wunsch des *Psychoanalytic Quarterly*, eine Übersetzung davon zu veröffentlichen, hat mich veranlaßt, die nötigen Überarbeitungen zu machen. Die vorliegende Version, vom Autor noch einmal gelesen, wird also die Reprise ersetzen, die 1966 angekündigt, aber nicht ausgeführt wurde.

J.A.M. September 1978

Ich werde zu Ihnen von einem Thema sprechen, das ich wohl als neu bezeichnen muß, und das als solches **schwierig** ist.

Die Schwierigkeit dieses Exposé's ist nicht so sehr ihm eigen. Sie hängt an der Tatsache, daß es von etwas *Neuem* handelt, das zu gewahren mir sowohl meine **analytische Erfahrung** erlaubt hat als auch der Versuch, den ich im Lauf eines Seminar genannten Unterrichts unternahme, die grundlegende Realität der Analyse zu ergründen. Diesen eigentümlichen Teil aus diesem Unterricht und aus dieser Erfahrung herauszuziehen, um Sie seine Tragweite spüren zu lassen, bringt ganz spezielle Schwierigkeiten im Exposé mit sich.

Darum bitte ich Sie im voraus um Ihre Nachsicht, falls für Sie, jedenfalls beim ersten Zugang zu dem, um was es geht, vielleicht irgendeine Schwierigkeit im Begreifen auftauchen wird.

I

Die Psychoanalyse, ich muß das vorweg in Erinnerung rufen, ist eine Disziplin, die sich uns im Gesamt der Wissenschaften mit einer wahrhaft besonderen Stellung zeigt. Man sagt häufig, daß sie keine Wissenschaft im eigentlichen Sinne ist, was im Kontrast dazu zu implizieren scheint, daß sie **ganz** einfach eine Kunst ist. Das ist ein Irrtum, wenn man darunter versteht, daß sie nur eine Technik sei, eine **operationale Methode**, eine Summe von Rezepten. Es ist aber keiner, wenn man dieses Wort, eine *Kunst*, in dem Sinn verwendet, in dem man es im Mittelalter verwendete, wenn man von den freien Künsten sprach – Sie kennen deren Reihe, die von der Astronomie zur Dialektik geht, über die Arithmetik, die Geometrie, die Musik und die Grammatik.

Es ist für uns sicher schwierig, heute die Funktion und die Tragweite dieser sogenannten freien Künste im Leben und im Denken der mittelalterlichen Meister zu erfassen. Nichtsdestoweniger ist es gewiß, daß, was sie charakterisiert und sie von den Wissenschaften unterscheidet, die von ihnen ausgegangen wären, dies ist, daß sie im Vordergrund halten, was man eine fundamentale Beziehung zum Maß des Menschen nennen kann. Nun gut! die Psychoanalyse ist derzeit vielleicht die einzige Disziplin, die diesen freien Künsten vergleichbar ist, im Hinblick auf das, was sie von dieser Beziehung des Maßes des Menschen zu sich selbst bewahrt – interne, in sich selbst geschlossene, unerschöpfliche, zyklische Beziehung, die schlechthin im Gebrauch des Sprechens enthalten ist.

Eben darin ist die analytische Erfahrung nicht entschieden objektivierbar. Sie schließt immer im Inneren ihrer selbst das Auftauchen einer Wahrheit ein, die nicht gesagt werden kann, weil das, was sie konstituiert, das Sprechen ist, und weil man in gewisser Weise das Sprechen selbst sagen müßte, was im eigentlichen Sinn das ist, was nicht gesagt werden kann.

Wir sehen andererseits, daß aus der Psychoanalyse Methoden hervorgehen, solche, die versuchen, Mittel zu objektivieren, um auf den Menschen, das menschliche Objekt, einzuwirken. Aber das sind nur abgeleitete Techniken dieser fundamentalen Kunst, welche die Psychoanalyse ist, insofern sie durch diese intersubjektive Beziehung konstituiert ist, die – das habe ich Ihnen gesagt – nicht ausgeschöpft werden kann, weil sie das ist, was uns zu Menschen macht. Aber dennoch werden wir zu dem Versuch gebracht, sie trotzdem in einer Formel auszudrücken, die das Wesentliche von ihr gibt, und darum wohl existiert im Inneren der analytischen Erfahrung etwas, was genau gesagt ein Mythos ist.

Der Mythos ist das, was einem Etwas eine diskursive Formel gibt, das nicht in der Definition der Wahrheit vermittelt werden kann, da die Definition der Wahrheit sich nur auf sich selbst stützen kann, und da das Sprechen, indem es fortschreitet, sie konstituiert. Das Sprechen kann sich selbst nicht greifen, noch wie eine objektive Wahrheit die Bewegung des Zugangs zur Wahrheit greifen. Es kann sie nur ausdrücken – und dies auf eine mythische Weise. In diesem Sinn kann man sagen, daß das, wodurch die analytische Theorie die intersubjektive Beziehung konkretisiert, und welches der Ödipuskomplex ist, den Wert eines Mythos hat.

Ich werde Ihnen heute eine Reihe von Erfahrungstatsachen vortragen, die ich am Beispiel dieser Bildungen zu exemplifizieren versuchen werde, die wir im Erleben bei den Subjekten feststellen, die wir in Analyse nehmen, den neuroti-

schen Subjekten zum Beispiel, und die all denen bekannt sind, denen die analytische Erfahrung nicht völlig fremd ist. Diese Bildungen nötigen dazu, an den Ödipuskomplex, insoweit er im Herzen der analytischen Erfahrung ist, gewisse strukturelle Modifikationen heranzutragen, die zu den Fortschritten korrelativ sind, die wir selbst im Verständnis der analytischen Erfahrung machen können. Das ermöglicht es uns, auf einer zweiten Stufe zu begreifen, daß die analytische Theorie ganz und gar von dem fundamentalen Konflikt umspannt wird, der mittels der Rivalität mit dem Vater das Subjekt an einen wesentlichen symbolischen Wert bindet – doch dies, Sie werden es sehen, immer in Funktion einer gewissen konkreten, vielleicht an besondere soziale Umstände gebundenen Degradierung der Figur des Vaters. Die Erfahrung selbst ist zwischen dieses immer degradierte Bild des Vaters gespannt und ein Bild, dessen Maß zu greifen unsere Praxis uns mehr und mehr ermöglicht, auch ermöglicht, die Einfälle beim Analytiker selbst zu messen, insoweit als er in einer Form, die sicher durch die analytische Theorie verschleiert und fast verleugnet ist, dennoch, in einer fast klandestinen Art, in der symbolischen Relation zum Subjekt die Position dieser durch den Niedergang unserer Geschichte sehr verwischten Figur einnimmt, die die des Herrn ist – des moralischen Herrn, des Herrn, der in der Dimension der fundamentalen menschlichen Beziehungen den einsetzt, der in der Ignoranz ist, und der ihm in der Besitznahme des Menschseins das verschafft, was man den Zugang zum Bewußtsein, ja sogar zur Weisheit nennen kann.

Wenn wir der Definition eines Mythos als einer bestimmten objektivierten Repräsentation eines Epos oder eines Heldengesangs vertrauen, die in imaginärer Weise die charakteristischen fundamentalen Beziehungen einer gewissen Art des Mensch-Seins in einer bestimmten Epoche ausdrückt, wenn wir ihn als den latenten oder offenkundigen, virtuellen oder verwirklichten, von seinem Sinn vollen oder entleerten sozialen Ausdruck dieser Art des Seins verstehen, dann ist es gewiß, daß wir seine Funktion im Erleben selbst eines Neurotikers wiederfinden können. Die Erfahrung liefert uns ja allerlei Manifestationen, die diesem Schema gemäß sind, und von denen man sagen kann, daß es sich im eigentlichen Sinn um Mythen handelt, und ich werde Ihnen das durch ein Beispiel zeigen, das, wie ich glaube, dem Gedächtnis all derer unter Ihnen eines der vertrautesten ist, die sich für diese Fragen interessieren, und das ich einer der großen Beobachtungen Freuds entlehnen werde.

Diese Beobachtungen genießen periodisch ein Wiederaufblühen des Interesses in der Lehre, was nicht daran hindert, daß einer unserer hervorragendsten Mit

brüder kürzlich eine Art Verachtung ihnen gegenüber offenlegte – so habe ich es aus seinem Mund gehört. Die Technik, sagte er, sei dort ebenso unbeholfen wie archaisch. Das kann man ja unterstützen, wenn man an die Fortschritte denkt, die wir gemacht haben, indem wir uns der intersubjektiven Beziehung bewußt wurden, und indem wir nur durch die Beziehung selbst interpretieren, die sich zwischen dem Subjekt und uns in der Aktualität der Sitzungen herstellen. Aber mußte mein Gesprächspartner die Dinge so weit treiben zu sagen, daß die Fälle Freuds schlecht ausgewählt seien? Man kann sagen, gewiß, daß sie **alle** unvollständig sind, daß sie überwiegend unterwegs abgebrochene Psychoanalysen sind, Bruchstücke von Analyse. Aber gerade dies sollte uns anregen nachzudenken und uns zu fragen, warum diese Wahl von Freud getroffen wurde. Das, selbstverständlich, wenn man Freud vertraut. Und man muß ihm vertrauen.

Es reicht nicht aus zu sagen, wie der fortfuhr, dessen Äußerungen ich Ihnen berichtet habe, daß dies sicher wenigstens diesen ermutigenden Charakter hat, uns zu zeigen, daß ein gewisses Körnchen Wahrheit irgendwo genügt, damit es dahin gelangt durchzuscheinen und aufzutauchen trotz der Hindernisse, die ihm das Exposé entgegensetzt. Ich glaube nicht, daß das da eine richtige Sicht der Dinge ist. In Wahrheit hat der Baum der alltäglichen Praxis meinem Mitbruder den wachsenden Wald verdeckt, der aus den Texten Freuds aufgetaucht ist.

Ich habe für Sie den „*Rattenmann*“ gewählt, und ich glaube, bei dieser Gelegenheit Freuds Interesse für diesen Fall rechtfertigen zu können.

II

Es handelt sich um eine Zwangsneurose. Ich nehme an, daß keiner von denen, die gekommen sind, um den gegenwärtigen Vortrag anzuhören, nicht **vorher** von dem sprechen gehört hat, was man als die Wurzel und die Struktur dieser Neurose betrachtet, nämlich die aggressive Spannung, die Triebfixierung/fixation instinctuelle, u.s.w. Der Fortschritt der analytischen Theorie hat an den Anfang unseres Verständnisses der Zwangsneurose eine äußerst komplexe genetische Ausarbeitung gesetzt, und ohne Zweifel finden sich ein solches Element, eine solche Phase phantastischer oder imaginärer Themen, denen wir für **gewöhnlich** immer in der Analyse einer Zwangsneurose begegnen, in der Lektüre des „*Rattenmanns*“ wieder. Doch diese beruhigende Seite – die die vertrauten, gemeinverständlichen Gedanken für die, die lesen oder die verstehen, immer haben, verbirgt vielleicht dem Leser die Originalität dieser Beobachtung und ihren besonderen bezeichnenden und überzeugenden Charakter.

Dieser Fall entlehnt seinen Titel, Sie wissen es, einer ganz und gar faszinierenden Phantasie, welche in der Psychologie der Krise, die das Subjekt in die Reichweite des Analytikers bringt, eine offensichtliche Funktion des Auslösens hat. Es ist der Bericht von einer Folterstrafe, die immer eine eigenartige Beleuchtung, sogar eine wahrhaftige Berühmtheit genossen hat, und die im Einbohren **einer** durch künstliche Mittel erregten Ratte in das Rectum des Gefolterten mit tels einer mehr oder weniger erfinderischen Einrichtung besteht. Es ist das erste Anhören dieses Berichts, das beim Subjekt einen Zustand faszinierten Grauens hervorruft, der nicht seine Neurose auslöst, aber deren Themen aktualisiert und die Angst hervorruft. Eine ganze Ausarbeitung folgt, deren Struktur wir uns werden ansehen müssen.

Diese Phantasie ist sicher wesentlich für die Theorie des *Determinismus* einer Neurose, und sie findet sich in *zahlreichen Themen* im Verlauf der Beobachtung wieder. Heißt das, daß da das ist, was ihr ganzes Interesse ausmacht? Nicht nur, **daß ich** es nicht glaube, sondern ich bin sicher, daß man bei jeder aufmerksamen Lektüre bemerken wird, daß ihr Hauptinteresse von der *extremen Besonderheit des Falls* herrührt.

Wie Freud immer unterstrichen hat, muß jeder *Fall* in seiner Besonderheit studiert werden, genauso, als sei uns die ganze Theorie unbekannt. Und das, was die Besonderheit gerade dieses Falls ausmacht, ist der manifeste, sichtbare Charakter der Beziehungen, die im Spiel sind. Der beispielhafte Wert dieses besonderen Falls liegt an seiner Einfachheit, so wie man sagen kann, daß in der Geometrie ein besonderer Fall eine blendende Überlegenheit an Evidenz in bezug auf den Beweis haben kann, dessen Wahrheit, aufgrund seines diskursiven Charakters, im Dunkel einer langen Abfolge von Deduktionen verschleiert bleiben wird.

Darin also besteht die Originalität des Falls, und sie wird jedem ein wenig aufmerksamen Leser sichtbar.

Die Konstellation – warum nicht? in dem Sinn, in dem davon die Astrologen reden – die ursprüngliche Konstellation, die bei der Geburt des Subjekts, für sein Schicksal und, ich würde fast sagen, in seiner Vorgeschichte, leitend war, nämlich die fundamentalen Familienbeziehungen, die die Vereinigung seiner Eltern strukturiert haben, steht anscheinend in einem sehr präzisen und vielleicht durch eine Transformationsformel definierbaren Zusammenhang zu dem, was als das am meisten Kontingente, am meisten Phantastische, am paradoxesten Krankhafte seines Falls erscheint, nämlich dem letzten Entwicklungsstand seiner großen Zwangsbefürchtung, dem imaginären Szenarium, zu dem es als zu der Auflösung

der Angst gelangt, die an das Auslösen der Krise gebunden ist.

Die Konstellation des Subjekts ist in der Familientradition durch den Bericht einer gewissen Anzahl von Zügen gebildet, die die Vereinigung der Eltern spezifizieren.

Man muß wissen, daß der Vater zu Beginn seiner Karriere Unteroffizier gewesen ist, und daß er sehr „Unteroffizier“ geblieben ist, mit der ein wenig lächerlichen Note von Autorität, die dazugehört. Eine gewisse Abwertung begleitet ihn ständig in der Wertschätzung seiner Zeitgenossen und eine Mischung aus Prahlerei und Glanz verschafft ihm eine konventionelle Figur, die man durch den vom Subjekt beschriebenen sympathischen Menschen hindurch wiederfindet. Dieser Vater befand sich in der Position, das zu tun, was man eine vorteilhafte Heirat nennt – seine Frau gehört einem in der bürgerlichen Hierarchie sehr viel höheren Milieu an und hat ihm zugleich die Mittel zum Leben verschafft und die Stellung, die er in dem Augenblick genießt, wo sie ihr Kind haben werden. Das Prestige ist also auf seiten der Mutter. Und eine der häufigsten Neckereien zwischen diesen Personen, die sich im Grunde gut verstehen und sogar durch wirkliche Zärtlichkeit aneinander gebunden scheinen, ist eine Art von Spiel, das in einem Dialog der Ehegatten besteht – die Frau macht eine amüsierte Anspielung auf eine lebhaftere Zuneigung ihres Mannes, kurz vor der Heirat, zu einem armen, aber hübschen jungen Mädchen, und der Mann braust auf und versichert bei jeder Gelegenheit, daß es sich da um etwas ebenso Flüchtiges wie weit Zurückliegendes und Vergessenes handle. Aber dieses Spiel, dessen Wiederholung selbst vielleicht einschließt, daß es einen Teil von Arglist in sich trägt, hat sicher zutiefst das junge Subjekt beeindruckt, das später unser Patient werden wird.

Ein anderes Element des Familienmythos ist nicht von geringerer Wichtigkeit. Der Vater hat im Verlauf seiner Militärkarriere das gehabt, was man schamhaft Schwierigkeiten nennen kann. Er hat nicht mehr und nicht weniger getan als die Gelder des Regiments zu verspielen, deren Depositär er kraft seines Amtes war. Und er schuldete seine Ehre, ja sogar sein Leben, wenigstens im Sinne seiner Karriere, der Rolle, die er weiterhin in der Gesellschaft spielen kann, allein dem Eingreifen eines Freundes, der ihm die Summe lieh, die zurückzuzahlen war, und der sich so als sein Retter erwies. Man spricht immer noch von diesem Moment als von einer wirklich wichtigen und bezeichnenden Episode der Vergangenheit des Vaters.

So stellt sich also die Familienkonstellation des Subjekts dar. Deren Bericht tritt Stück für Stück im Laufe der Analyse zutage, ohne daß das Subjekt ihn in

irgendeiner Weise mit dem verbindet, was auch immer gegenwärtig sich ereignet. Es bedarf der ganzen Intuition Freuds, um zu verstehen, daß dies nun wesentliche Elemente für die Auslösung der Zwangsneurose sind. Der Konflikt *reiche Frau/arme Frau* hat sich sehr genau im Leben des Subjekts in dem Moment reproduziert, wo sein Vater es dazu drängte, eine reiche Frau zu heiraten, und gerade da ist die Neurose im eigentlichen Sinn ausgebrochen. Als es diese Tatsache liefert, sagt das Subjekt fast gleichzeitig: „*Ich sage Ihnen da etwas, was sicherlich keinerlei Bezug zu dem hat, was mir passiert ist.*“ Jetzt versteht Freud den Bezug sofort.

Was man in der Tat beim rundumblickenden Überfliegen der Beobachtung sieht, ist die strenge Entsprechung zwischen diesen Anfangselementen der subjektiven Konstellation und der letzten Entwicklung des phantastischen Zwangs. Diese letzte Entwicklung, was für eine ist sie? Das Bild der Folter hat zunächst beim Subjekt, gemäß dem dem Zwanghaften eigenen Denkmodus, allerlei Befürchtungen erzeugt, nämlich, daß diese Folter eines Tages Personen auferlegt werden könnte, die ihm die teuersten sind, und namentlich entweder dieser Figur der idealisierten armen Frau, der es eine Liebe widmet, deren Stil und eigentümlichen Wert wir gleich sehen werden – das ist genau die Form der Liebe, zu der das zwanghafte Subjekt fähig ist – oder, paradoxer noch, seinem Vater, der jedoch in dem Moment verstorben und auf eine im Jenseits vorgestellte Figur reduziert ist. Doch das Subjekt wurde schließlich zu Verhaltensweisen gebracht, die uns zeigen, daß die neurotischen Konstruktionen des Zwangskranken letzten Endes manchmal an die delirierenden Konstruktionen grenzen.

Es ist in der Situation, den Preis eines Objekts zahlen zu müssen, das zu präzisieren nicht gleichgültig ist, einen Zwicker, der ihm gehört, den er im Verlauf einer großen Waffenübung verlorengehen ließ, während der ihm von der fraglichen Folter erzählt worden ist und wo die aktuelle Krise ausgebrochen ist. Er erbittet den dringenden Ersatz seines Zwickers von seinem Optiker in Wien – denn all das geschieht im alten Österreich-Ungarn, vor dem Beginn des Krieges von 14 – und mit Eilboten schickt dieser ihm ein kleines Paket, das das Objekt enthält. Nun, derselbe Hauptmann, der ihm die Geschichte von der Folter erzählt hat, und der ihn durch ein gewisses Protzen mit grausamen Vorlieben stark beeindruckt, teilt ihm mit, daß er die Rückerstattung einem Hauptmann A schuldet, der für Postangelegenheiten zuständig ist und der sie vermeintlich für ihn ausgelegt hat. Um diese Idee der Rückzahlung herum erfährt die Krise ihre letzte Entwicklung. Das Subjekt macht es sich in der Tat zu einer neurotischen Pflicht,

den Betrag zurückzugeben, aber unter bestimmten, genau umrissenen Bedingungen. Diese Pflicht erlegt es sich selbst auf in Form eines inneren Befehls, der im Zwangspsychismus auftaucht, im Widerspruch zu seiner ersten Regung, die sich in der Form „*nicht zahlen*“ ausgedrückt hatte. Es ist nun im Gegenteil durch eine Art Eid, „*an A zahlen*“, an sich selbst gebunden. Doch, es merkt sehr schnell, daß dieser absolute Imperativ nichts Entsprechendes hat, denn es ist nicht A, der für Postangelegenheit zuständig ist, sondern ein Leutnant B.

Das ist nicht alles. Im selben Moment, wo all diese Hirngespinnste sich in ihm bilden, weiß das Subjekt sehr genau, man entdeckt das in der Folge, daß es in Wirklichkeit diese Summe auch nicht dem Leutnant B schuldet, sondern schlicht und einfach dem Postfräulein, das wohl dem B Vertrauen schenkte, einem ehrenwerten Herrn, der Offizier ist und sich in der Nähe aufhält. Nichtsdestoweniger wird das Subjekt bis zu dem Augenblick, wo es sich Freuds Behandlung anvertrauen wird, in einem Zustand höchster Angst sein, verfolgt von einem dieser für das Erleben von Zwanghaften so charakteristischen Konflikte, der sich völlig um das folgende Szenarium dreht – da es sich geschworen hat, daß es das Geld A zurückgeben werde, wird es nötig, damit nicht denen, die es am meisten liebt, die von dem Zwang angekündigten Katastrophen zustoßen, daß es durch den Leutnant A dem großzügigen Postfräulein die fragliche Summe zurückzahlen läßt, daß diese sie vor ihm dem Leutnant B erstattet, und daß es selber sie dann dem Leutnant A zurückgibt, so daß es auf diese Weise seinen Schwur buchstäblich erfüllt. Dahin wird es, durch diese für Neurotiker eigentümliche Ableitung, von der inneren Notwendigkeit gedrängt, die ihm gebietet.

Sie können nicht umhin, in diesem Szenarium, das den Übergang einer bestimmten Summe Geldes von dem Leutnant A an das großzügige Postfräulein, das die Bezahlung erledigt hatte, dann von dem Fräulein an eine andere männliche Person enthält, ein Schema zu erkennen, das, komplementär in bestimmten Punkten, supplementär in anderen, parallel in gewisser Weise und invers in einer anderen, das Äquivalent der ursprünglichen Situation ist, insofern sie mit einem gewissen Gewicht auf dem Geist des Subjekts lastet und auf all dem, was aus ihm jene Figur mit einem ganz speziellen Modus von Beziehungen gegenüber den anderen macht, die sich ein Neurotiker nennt.

Selbstverständlich ist dieses Szenarium unmöglich zu befolgen. Das Subjekt weiß sehr genau, daß es weder A noch B etwas schuldet, sondern dem Postfräulein, und daß, wenn das Szenarium verwirklicht wäre, es schließlich das Postfräulein wäre, das das Nachsehen hätte. Tatsächlich, wie es immer der Fall ist im

Erleben der Neurotiker, schiebt sich die gebieterische Realität des Realen vor all das, **was** es so unendlich quält – was es quält bis in den **Zug** hinein, der es in die genau entgegengesetzte Richtung zu der mitnimmt, die es hätte nehmen müssen, um bei dem Postfräulein die Sühnezeeremonie zu vollziehen, die ihm so notwendig **erscheint**. Gerade indem es sich bei jeder Station sagt, daß es noch aussteigen, umsteigen, zurückkehren kann, wendet es **sich nach Wien**, wo es sich Freud anvertrauen **und** sich ganz einfach damit zufriedengeben wird, nachdem die Behandlung erst einmal angefangen hat, dem Postfräulein eine Überweisung zu schicken.

Dieses phantastische Szenarium stellt sich dar wie ein kleines Drama, ein **Tatenlied**, das genau die Manifestation dessen ist, was ich den Individualmythos des Neurotikers nenne.

Es spiegelt in der Tat, in einer **Weise**, die dem **Subjekt** ohne Zweifel verschlossen ist, doch nicht absolut, weit davon entfernt, die **Eröffnungsbeziehung** zwischen dem Vater, der Mutter und der mehr oder weniger in der Vergangenheit verblaßten Figur des Freundes. Diese Beziehung ist offensichtlich nicht erhellt durch die rein faktische **Weise**, in der ich sie Ihnen dargelegt habe, denn sie gewinnt ihren Wert nur aus der subjektiven Auffassung, die das Subjekt **von ihr** gehabt hat.

Was gibt diesem kleinen phantastischen Szenarium seinen mythischen Charakter? Das ist nicht bloß die Tatsache, daß es eine Zeremonie in Szene setzt, die mehr oder weniger genau die **Eröffnungsbeziehung** reproduziert, die in ihm **gleichsam** verborgen liegt – es verändert sie im Sinne einer gewissen Tendenz. Einerseits haben wir am Anfang eine Schuld des Vaters gegenüber dem Freund – denn ich habe unterlassen, Ihnen zu sagen, daß er den Freund niemals wiedergefunden hat, das ist gerade das, was in der ursprünglichen Geschichte mysteriös bleibt, und daß er seine Schuld niemals hat zurückzahlen können. Andererseits gibt es in der Geschichte des Vaters Substituierung, Substituierung der reichen Frau für die arme. Nun, innerhalb der vom Subjekt entwickelten Phantasie beobachten wir so etwas wie einen Austausch der Endterme jeder dieser funktionalen Beziehungen. Die Vertiefung der Grundtatsachen, um die es in der zwanghaften Krise geht, zeigt ja, daß das Objekt des tandalisierenden Begehrens, das das Subjekt hat, an den Ort zurückzukehren, wo das Postfräulein ist, keineswegs dieses Fräulein selbst ist, sondern eine Figur, die in der jüngsten Geschichte des Subjekts die arme Frau verkörpert, eine Wirtstochter, der er im Lauf der Wafrenübungen begegnete, in der Atmosphäre der heroischen Brunst, die die Ver-

brüderung unter Soldaten charakterisiert, und mit der er einige dieser Operationen des In den-Hintern-Kneifens trieb, in denen sich diese großmütigen Gefühle gerne ergießen. Um die Schuld zu löschen, muß man sie gewissermaßen zurückgeben, nicht dem Freund, sondern der armen Frau und durch sie der reichen Frau, die das imaginierte Szenarium an ihre Stelle setzt.

Alles spielt sich so ab, als würden die der ursprünglichen Situation eigenen Sackgassen sich auf einen anderen Punkt des mythischen Geflechts verschieben, als würde das, was hier nicht gelöst ist, sich immer dort reproduzieren. Um recht zu verstehen, muß man sehen, daß es in der ursprünglichen Situation, wie ich sie Ihnen geschildert habe, eine doppelte Schuld gibt. Es gibt einerseits die Frustration, ja sogar eine Art Kastration des Vaters. Es gibt andererseits die nie gelöste soziale Schuld, die in der Beziehung zu der Figur im Hintergrund impliziert ist, der des Freundes. Das da ist etwas völlig anderes als die Dreiecksbeziehung, die als typisch für den Ursprung der neurotischen Entwicklung angesehen wird. Die Situation zeigt eine Art von Ambiguität, von Diplocie – das Element der Schuld wird auf zwei Ebenen zugleich gestellt, und genau in der Unmöglichkeit, diese beiden Ebenen sich wieder zusammenfügen zu lassen, spielt sich das ganze Drama des Neurotikers ab. Bei dem Versuch, sie wieder miteinander zur Deckung zu bringen, macht er eine drehende Operation, die nie befriedigt, der es nicht gelingt, ihren Zyklus zu schließen.

Das ereignet sich in der Tat im Fortgang der Dinge. Was geschieht, als der Rattenmann sich Freud anvertraut? In einem ersten Schritt läßt sich Freud sehr direkt in seinen affektiven Beziehungen einem Freund substituieren, der die Rolle eines Führers, Ratgebers, Beschützers und beruhigenden Vormunds einnahm, und der ihm, nachdem er die vertrauliche Mitteilung seiner Zwänge und Ängste erhalten hatte, regelmäßig sagte – *„Du hast niemals das Böse getan, was du glaubst, getan zu haben, du bist nicht schuldig, kümmere dich nicht darum.“* Freud ist also an die Stelle des Freundes gesetzt. Und sehr schnell brechen aggressive Phantasien aus. Sie sind nicht allein, bei weitem nicht, an die Substituierung Freuds für den Vater gebunden, wie die Interpretation Freuds selbst es unablässig herauszustellen trachtet, sondern eher, wie in der Phantasie, an die Substituierung der Figur der sogenannten reichen Frau für den Freund. In dieser Art kurzem Delirium, das, wenigstens bei den sehr tief neurotischen Subjekten, eine wahrhaft leidenschaftliche Phase innerhalb der analytischen Erfahrung konstituiert, fängt das Subjekt tatsächlich sehr schnell an zu imaginieren, daß Freud nichts Geringeres wünsche, als ihm seine eigene Tochter zu geben, aus der es

phantastischerweise eine mit allen Gütern der Erde gesegnete *Person* macht, und die es sich in der ziemlich merkwürdigen Form einer mit einer Dreckbrille über den Augen ausgestatteten Figur vorstellt. Das ist also die Substituierung einer zweideutigen Figur für die Figur Freud, gleichzeitig Beschützer und Übeltäter, deren Brille, die sie herausputzt, zur Genüge die narzißtische Beziehung zum Subjekt kennzeichnet. Der Mythos und die Phantasie fügen sich hier wieder zusammen, und die an das aktuelle Erleben der Beziehung zum Analytiker gebundene leidenschaftliche Erfahrung gibt, auf dem Umweg über die Identifizierungen, die sie mit sich bringt, das Sprungbrett für die Lösung einer gewissen Zahl von Problemen ab.

Ich habe da ein ganz besonderes Beispiel gewählt. Doch möchte ich insistieren auf dem, was eine klinische Realität ist, die als Orientierung in der analytischen Erfahrung dienen kann – es gibt beim Neurotiker eine Quartettsituation, die sich unablässig wiederholt, die aber nicht nur auf einer einzigen Ebene existiert.

Um zu schematisieren, sagen wir, daß, da es sich um ein Subjekt männlichen Geschlechts handelt, sein moralisches und psychisches Gleichgewicht die Übernahme seiner eigenen Funktion fordert – sich als solches in seiner männlichen Funktion und in seiner Arbeit anerkennen zu lassen, die Früchte davon ohne Konflikt anzunehmen, ohne das Gefühl zu haben, daß es ein anderer als es selbst ist, der das verdient, oder daß es selbst das nur als Glückstreffer hat, ohne daß diese innere Teilung geschieht, die aus dem Subjekt den entfremdeten Zeugen der Handlungen seines eigenen Ich macht. Das ist die erste Forderung. Die andere ist diese – ein als friedlich und eindeutig qualifizierbares Genießen des einmal gewählten Sexualobjekts, das mit dem Leben des Subjekts übereinstimmt.

Nun gut! jedesmal, wenn dem Neurotiker die Übernahme seiner eigenen Rolle gelingt, oder wenn er kurz davor ist, daß es ihm gelingt, jedesmal, wenn er in irgendeiner Weise mit sich selbst identisch wird und sich des Wohlfundierten seiner eigenen Kundgabe in seinem bestimmten sozialen Kontext vergewissert, verdoppelt sich das Objekt, der Sexualpartner – hier in der Form *reiche Frau oder arme Frau*. Was sehr auffällig ist in der Psychologie des Neurotikers – es genügt einzutreten, nicht mehr in die Phantasie, sondern in das reale Leben des Subjekts, um es mit dem Finger zu berühren –, das ist die Aura der Annullierung, die am häufigsten den Sexualpartner umgibt, der für es am meisten Realität hat, der ihm am nächsten ist, mit dem es im allgemeinen die legitimsten Bande hat, es handle sich um eine Liaison oder um eine Ehe. Auf der anderen Seite zeigt sich eine Figur, die die erste verdoppelt, und die das Objekt einer mehr oder weniger

idealisierten Leidenschaft ist, die auf eine mehr oder minder phantastische Weise verfolgt wird, in einem Stil, der zur Liebesleidenschaft analog ist, und der übrigens zu einer Identifizierung tödlicher Ordnung drängt.

Wenn das Subjekt auf einer anderen Seite, in einer anderen Facette seines Lebens eine Anstrengung macht, um die Einheit seiner Sensibilität wiederzufinden, sieht es, am anderen Ende der Kette, in der Übernahme seiner eigenen sozialen Funktion und seiner eigenen Männlichkeit – denn ich habe den Fall eines Mannes gewählt – an seiner Seite eine Figur erscheinen, zu der es auch eine narzißtische Beziehung hat, insoweit sie eine tödliche ist. An diese delegiert es die Aufgabe, es in der Welt zu repräsentieren und an seiner Stelle zu leben. Das ist nicht wirklich es – es fühlt sich ausgeschlossen, außerhalb seines eigenen Erlebens, es kann dessen Eigentümlichkeiten und Zufälligkeiten nicht auf sich nehmen, es fühlt sich uneins mit seiner Existenz, und die Sackgasse stellt sich von neuem her.

In dieser sehr speziellen Form der narzißtischen Verdoppelung liegt das Drama des Neurotikers, in bezug worauf die verschiedenen mythischen Bildungen ihren ganzen Wert gewinnen, von denen ich Ihnen vorhin ein Beispiel in Form von Phantasien gegeben habe, die man aber genausogut in anderen Formen finden kann, in den Träumen zum Beispiel. Davon habe ich zahlreiche Beispiele in den Berichten meiner Patienten. Da können dem Subjekt die ursprünglichen Besonderheiten seines Falls wirklich gezeigt werden, in einer für es sehr viel strengeren und lebendigeren Weise als anhand der aus der Dreiecksthematisierung des Ödipuskomplexes hervorgegangenen traditionellen Schemata.

Ich möchte Ihnen ein anderes Beispiel zitieren und Ihnen seinen Zusammenhang mit dem ersten zeigen. Ich werde zu diesem Zweck einen Fall nehmen, der sehr nah an der Beobachtung des „Rattenmanns“ ist, der jedoch einen Gegenstand anderer Art berührt – die Dichtung oder die literarische Fiktion. Es handelt sich um eine Episode aus Goethes Jugend, die dieser uns in „*Dichtung und Wahrheit*“ erzählt. Ich führe sie Ihnen nicht willkürlich an – es ist in der Tat eines der literarischen Themen, die in den vertraulichen Mitteilungen des Rattenmanns als die wichtigsten bewertet werden.

III

Goethe ist zweiundzwanzig Jahre alt, er lebt in Straßburg, es ist also die berühmte Episode seiner Leidenschaft für Friederike Brion; seine Sehnsucht nach ihr ist bis zu einer fortgeschrittenen Epoche seines Lebens nicht erloschen. Sie ermöglichte ihm, die Verwünschung zu überwinden, die von einer seiner vor-

hergehenden Liebschaften, mit Namen Lucinde, gegen ihn ausgestoßen worden war, hinsichtlich jeder liebevollen Annäherung an eine Frau und ganz besonders hinsichtlich des Küssens auf die Lippen.

Die Szene verdient, erzählt zu werden. Diese Lucinde hat eine Schwester, eine Person, die etwas zu fein ist, um ehrlich zu sein, die sich damit abgibt, Goethe von den Verheerungen zu überzeugen, die er bei dem armen Mädchen anrichtet. Sie bittet ihn zugleich, sich zu entfernen und ihr, ihr, der Schlaunen, das Pfand des letzten Kusses zu geben. Da überrascht sie Lucinde und sagt – „*Verwünscht seien für immer diese Lippen. Daß das Unglück über die erste komme, die von ihnen die Huldigung empfängt*“. [freie Paraphrase, obwohl in Anführungszeichen. A. d. Ü.] Offensichtlich nicht ohne Grund faßt Goethe, damals in der ganzen Selbstgefälligkeit der erobernden Jugend, die Verwünschung, um die es geht, als ein Verbot auf, das ihm von nun an den Weg bei allen seinen Liebesunternehmungen versperrt. Er erzählt uns dann, wie es ihm, begeistert von der Entdeckung dieses charmanten Mädchens, das Friederike Brion ist, zum ersten Mal gelingt, das Verbot zu überwinden, und er darüber den Rausch des Triumphs empfindet, nach dieser Furcht vor etwas Stärkerem als seinen eigenen, auf sich genommenen inneren Verboten.

Dies ist eine der rätselhaftesten Episoden in Goethes Leben und nicht weniger sonderbar, daß Friederike von ihm verlassen wird. Obendrein haben die *Goetheforscher** – wie die Stendhalianer, die Bossuetisten gehören die zu jenen ganz besonderen Leuten, die sich an einen der Autoren hängen, deren Worte unseren Gefühlen Form gegeben haben, und ihre Zeit damit verbringen, die Papiere in den Schränken durchzuwühlen, um zu analysieren, was das Genie klar an den Tag gelegt hat – haben die *Goetheforscher** sich über diese Tatsache hergemacht. Sie haben uns dafür allerlei Gründe angegeben, deren Katalog ich hier nicht aufstellen möchte. Es ist sicher, daß alle ein bißchen nach dieser Art Philistertum riechen, das solche Forschungen mit sich bringen, wenn sie auf der allgemeinen Ebene betrieben werden. Es ist auch nicht ausgeschlossen, daß es in der Tat immer irgendeine obskure Verhehlung des Philistertums in den Äußerungen der Neurose gibt, denn um eine solche Äußerung handelt es sich wohl in Goethes Fall, wie Ihnen die Betrachtungen zeigen werden, die ich nun vortragen werde.

Es gibt eine Reihe rätselhafter Züge in der Art, wie Goethe an dieses Abenteuer herangeht, und ich möchte fast sagen, daß in den direkt vorangegangenen Ereignissen der Schlüssel zum Problem liegt.

Um die Dinge kurz zu schildern, Goethe, der zu der Zeit in Straßburg mit

einem seiner Freunde lebt, weiß seit langem von der Existenz der offenen, lebenswerten, gastfreundlichen Familie des Pastor Brion in einem kleinen Dorf. Als er aber dorthin geht, umgibt er sich mit Vorsichtsmaßnahmen, deren amüsanten Charakter er uns in seiner Biographie erzählt – in Wahrheit, beim Betrachten der Details kann man nicht umhin, sich über die wirklich gewundene Struktur zu wundern, die sie enthüllen.

Er glaubt zuerst, daß er verkleidet dorthin gehen müsse. Goethe, Sohn eines Frankfurter Großbürgers, der sich unter seinen Kameraden durch die Ungezwungenheit seiner Manieren, das seiner Kleidung verdankte Ansehen, einen Stil sozialer Überlegenheit absetzt, verkleidet sich als Theologiestudent, mit einer ganz besonders abgenutzten und zerschlissenen Soutane. Er bricht mit seinem Freund auf, und während des ganzen Wegs gibt es nur schallendes Gelächter. Aber es ist ihm natürlich sehr peinlich von dem Augenblick an, wo offensichtlich die auffallend verführerische Realität des jungen Mädchens, aufgetaucht vor dem Hintergrund dieser Familienatmosphäre, ihm deutlich macht, daß, wenn er sich von seiner schönsten und besten Seite zeigen will, er schleunigst das erstaunliche Kostüm wechseln muß, das ihn nicht zu seinem Vorteil erscheinen läßt.

Die Rechtfertigungen, die er für diese Verkleidung gibt, sind sehr seltsam. Er erinnert an nichts Geringeres als die Verkleidung, die die Götter anlegten, um zu den Sterblichen hinabzusteigen – was ihm, er selbst hebt es hervor, im Stil des Jünglings, der er damals war, gewiß auf mehr als auf Eingenommenheit hinzuweisen scheint – nämlich auf etwas, das an delirierenden Größenwahn grenzt. Wenn wir die Dinge im Einzelnen betrachten, zeigt uns Goethes Text, was er davon denkt. Durch diese Art, sich zu verkleiden, versuchten die Götter nämlich vor allem, Unerfreulichem auszuweichen und es war, kurz und gut, für sie eine Weise, die Vertraulichkeit der Sterblichen nicht als Beleidigungen empfinden zu müssen. Was die Götter am meisten zu verlieren riskieren, wenn sie auf das Niveau der Sterblichen herabsteigen, ist ihre Unsterblichkeit, und die einzige Art, dem zu entgehen, ist eben, sich auf ihr Niveau zu begeben.

Um so etwas handelt es sich hier. Das Folgende beweist es noch besser, als Goethe nach Straßburg zurückkehrt, um seinen schönen Putz anzulegen, nicht ohne lebhaft empfunden zu haben, ein wenig spät, daß es unfein war, sich in einer Form vorgestellt zu haben, die nicht die seine ist, und so das Vertrauen dieser Leute getäuscht zu haben, die ihn mit charmanter Gastfreundlichkeit aufgenommen haben – man findet wirklich in dem Bericht **genau** die Note von *gemütlich** wieder.

Er kehrt also nach Straßburg zurück. Aber, wohl weit davon entfernt, seinen Wunsch zur Ausführung zu bringen, prächtig geschmückt in das Dorf zurückzukehren, findet er nichts Besseres, als seine erste Verkleidung durch eine zweite zu ersetzen, die er von einem Wirtssohn borgt. Er wird diesmal in einer noch befremdlicheren Art verkleidet erscheinen, noch unstimziger als das erste Mal, und obendrein noch geschminkt. Zwar bringt er die Sache wohl auf die Ebene des Spiels, doch dieses Spiel wird immer signifikanter – in Wahrheit stellt er sich nun nicht einmal mehr auf das Niveau des Theologiestudenten, sondern leicht darunter. Er kaspert. Und all das ist absichtlich mit einer Reihe von Einzelheiten vermischt, die bewirken, daß schließlich alle, die an dieser Farce mitwirken, sehr wohl fühlen, daß das, worum es geht, eng mit dem sexuellen Spiel, der Parade, verbunden ist.

Es gibt sogar gewisse Einzelheiten, die, wenn man das sagen kann, ihren Wert von Ungenauigkeit haben. Wie der Titel „*Dichtung und Wahrheit*“* darauf hinweist, war sich Goethe bewußt, daß er das Recht hatte, seine Erinnerungen mit Fiktionen zu organisieren und zu harmonisieren, die deren Lücken ausfüllen, die er zweifellos nicht die Macht hatte, anders auszufüllen. Der Eifer derer, von denen ich vorhin sagte, daß sie die Spur großer Männer verfolgten, hat die Unrichtigkeit gewisser Details nachgewiesen, die um so enthüllender sind für das, was man die realen Absichten der ganzen Szene nennen kann. Als Goethe sich, geschminkt, in den Kleidern des Wirtssohns, vorgestellt und sich lange über das Quiproquo amüsiert hat, das sich daraus ergab, trug er, sagt er, einen Taufkuchen, den er sich ebenfalls geborgt hatte. Nun, die *Goetheforscher** haben gezeigt, daß sechs Monate vor und sechs Monate nach der Episode mit Friederike keine Taufe in der Gegend stattgefunden hat. Der Taufkuchen, traditionelle Huldigung an den Pastor, kann nichts anderes als eine Phantasie Goethes sein, und so nimmt er in unseren Augen seinen ganzen bedeutsamen Wert an. Er impliziert die väterliche Funktion, aber genau insoweit, als Goethe deutlich erklärt, nicht der Vater zu sein, sondern lediglich derjenige, der etwas mitbringt und nur eine äußere Beziehung zu der Zeremonie hat – er macht sich zu ihrem Unterpriester, nicht zum Haupthelden. Derart, daß die ganze Zeremonie seines Ausweichens in Wahrheit nicht nur wie ein Spiel erscheint, sondern viel tiefer wie eine Vorsichtsmaßnahme, und sich in das Register dessen einreicht, was ich vorhin die Verdoppelung der persönlichen Funktion des Subjekts in den mythischen Manifestationen des Neurotikers nannte.

Warum handelt Goethe so? Es ist deutlich spürbar, daß er Angst hat – wie das

der weitere Verlauf offenbaren wird, denn diese Verbindung wird immer mehr ihrem Niedergang entgegengehen. Weit davon entfernt, daß die Entzauberung, die Aufhebung der Behexung, der ursprünglichen Verwünschung geschieht, nachdem Goethe gewagt hatte, ihre Schranke zu überspringen, bemerkt man im Gegenteil in allen möglichen Ersatzformen – der Begriff der Ersetzung ist in Goethes Text notiert – daß seine Befürchtungen immer größer geworden sind hinsichtlich der Verwirklichung dieser Liebe. Sämtliche Gründe, die man dafür hat angeben können – der Wunsch, sich nicht zu binden, die geheiligte Bestimmung zum Dichter zu bewahren, sogar der Unterschied im sozialen Niveau – sind nur rationalisierte Formen, Einkleidung, Oberfläche der unendlich viel tieferen Strömung, die diejenige der Flucht vor dem begehrten Objekt ist. Vor dem Ziel sehen wir von neuem sich eine Verdoppelung des Subjekts ereignen, seine Entfremdung in bezug auf sich selbst, die Manöver, durch welche es sich einen Ersatz gibt, auf den sich die tödlichen Drohungen richten sollen. Sobald er diesen Ersatz in sich selbst reintegriert, ist es ihm unmöglich, das Ziel zu erreichen.

Ich kann Ihnen heute abend nur die allgemeine Thematisierung dieses Abenteuers geben, aber Sie sollen wissen, daß es da eine Schwester gibt, das Doppel von Friederike, die die mythische Struktur der Situation ergänzt. Wenn Sie den Text von Goethe wieder vornehmen, werden Sie sehen, daß das, was Ihnen in einem schnellen Exposé wie eine Konstruktion erscheinen mag, durch andere, verschiedenartige und frappierende Details bestätigt wird, bis hin zu und einschließlich der von Goethe hergestellten Analogie zu der wohlbekannteren Geschichte des Landpredigers von Wakefield, einer literarischen phantastischen Transposition seines Abenteuers.

IV

Das in den Sackgassen, in den Unlösbarkeiten der Lebenssituation der Neurotiker so fundamentale quaternäre System ist von einer ziemlich anderen Struktur als der traditionell gegebenen – das inzestuöse Begehren nach der Mutter, das Verbot durch den Vater, seine Sperreffekte und, darum herum, die mehr oder weniger üppige Wucherung von Symptomen. Ich glaube, daß dieser Unterschied uns dahin führen sollte, die allgemeine Anthropologie zu diskutieren, die sich aus der analytischen Doktrin ergibt, so wie sie bis heute gelehrt wird. Mit einem Wort, das gesamte Ödipusschema ist zu kritisieren. Ich kann mich heute abend nicht darauf einlassen, aber ich kann dennoch nicht umhin zu versuchen, hier das vierte Element einzuführen, um das es sich handelt.

Wir setzen, daß die normierendste Situation des ursprünglichen Erlebens des modernen Subjekts, in der reduzierten Form, die die eheliche Familie ist, an die Tatsache gebunden ist, daß der Vater sich als der Repräsentant, die Inkarnation einer symbolischen Funktion erweist, die in sich das verdichtet, was es in anderen kulturellen Strukturen an Wesentlichstem gibt, nämlich die friedlichen, oder vielmehr symbolischen, kulturell determinierten und fundierten Genüsse der Liebe der Mutter, das heißt des Pols, an den das Subjekt durch ein seinerseits unbestreitbar natürliches Band gebunden ist. Die Übernahme der Vaterfunktion unterstellt eine einfache symbolische Beziehung, wo das Symbolische das Reale völlig decken würde. Der Vater müßte nicht nur der *Name-des-Vaters* sein, sondern in all seiner Fülle den in seiner Funktion kristallisierten symbolischen Wert repräsentieren können. Nun, es ist klar, daß diese Deckung des Symbolischen und des Realen völlig ungreifbar ist. Zumindest in einer sozialen Struktur wie der unsrigen ist der Vater immer irgendwo ein mit seiner Funktion nicht übereinstimmender Vater, ein unzulänglicher Vater, ein *gedemütigter* Vater, wie Monsieur Claudel sagen würde. Es gibt immer einen äußerst deutlichen Mißklang zwischen dem, was vom Subjekt auf der Ebene des Realen wahrgenommen wird, und der symbolischen Funktion. In dieser Spanne liegt das, was macht, daß der Ödipuskomplex seinen Wert hat – keineswegs normierend, aber meistens pathogen.

Damit ist nichts gesagt, was uns viel voranbringt. Der nächste Schritt, der uns das verstehen läßt, worum es sich in der quaternären Struktur handelt, ist dies, was die zweite große Entdeckung der Psychoanalyse ist, nicht weniger wichtig als die symbolische Funktion des Ödipus – die narzißtische Beziehung.

Die narzißtische Beziehung zu seinesgleichen ist die fundamentale Erfahrung der imaginären Entwicklung des menschlichen Wesens. Als Erfahrung des Ich ist seine Funktion entscheidend in der Konstituierung des Subjekts. Was ist das Ich, wenn nicht etwas, das das Subjekt zunächst als sich selbst fremd in seinem Innern empfindet? Zunächst sieht sich das Subjekt in einem anderen, der fortgeschrittener, vollkommener als es ist. Insbesondere sieht es sein eigenes Bild im Spiegel zu einer Zeit, da es fähig ist, es als ein Ganzes wahrzunehmen, während es sich selbst nicht als solches empfindet, sondern in der ursprünglichen Verwirrung aller motorischen und affektiven Funktionen lebt, die die der ersten sechs Monate nach der Geburt ist. Das Subjekt hat so immer eine antizipierte Beziehung zu seiner eigenen Verwirklichung, die es selbst auf die Ebene einer tiefen Unzulänglichkeit zurückwirft, und bei sich von einem Sprung zeugt, von einer

ursprünglichen Zerrissenheit, einer Verfallenheit, um den heideggerischen Terminus aufzunehmen. Darin manifestiert sich in allen seinen imaginären Beziehungen eine Todeserfahrung. Eine Erfahrung, die ohne Zweifel konstitutiv ist für sämtliche Manifestationen des Menschseins, die jedoch ganz speziell im Erleben des Neurotikers erscheint.

Wenn der imaginäre Vater und der symbolische Vater meistens fundamental unterschieden werden, dann nicht allein aus dem strukturellen Grund, den ich dabei bin, Ihnen anzudeuten, sondern auch in einer historischen, kontingenten, jedem Subjekt eigentümlichen Weise. Im Fall der Neurotiker ist es sehr häufig, daß die Figur des Vaters, durch irgendeinen Zwischenfall im realen Leben, verdoppelt wird. Sei es, daß der Vater vorzeitig gestorben ist, daß ein Stiefvater ihn ersetzt hat, mit dem sich das Subjekt leicht in einer mehr verbrüdeten Beziehung befindet, die sich dann ganz natürlich auf der Ebene jener eifersüchtigen Männlichkeit engagiert, die die aggressive Dimension der narzißtischen Beziehung ist. Sei es, daß es die Mutter ist, die verstorben ist, und daß die Lebensumstände einer anderen Mutter Zugang zu der Familiengruppe verschafft haben, die nicht mehr die wahre Mutter ist. Sei es, daß die Bruderfigur die tödliche Beziehung symbolisch einführt und sie zugleich real verkörpert. Sehr häufig, worauf ich Sie hingewiesen habe, handelt es sich um einen Freund, wie beim „*Rattenmann*“, um diesen unbekanntem und nie wiedergefundenen Freund, der eine so wesentliche Rolle in der Familienlegende spielt. All dies führt zum mythischen Quartett. Es ist reintegrierbar in die Geschichte des Subjekts, und es zu verkennen, heißt, das wichtigste dynamische Element in der Kur selbst zu verkennen. Hier sind wir nur dabei, es zur Geltung zu bringen.

Das vierte Element, welches ist das? Nun, ich werde es heute abend bezeichnen, indem ich Ihnen sage, daß es der Tod ist.

Der Tod ist vollkommen als ein vermittelndes Element begreifbar. Bevor die Freudsche Theorie mit der Existenz des Vaters eine Funktion betont hat, die gleichzeitig Funktion des Sprechens und Funktion der Liebe ist, hat die hegelsche Metaphysik nicht gezögert, die ganze Phänomenologie der menschlichen Beziehungen um die tödliche Vermittlung herum zu konstruieren, das wesentliche Dritte des Fortschritts, wodurch der Mensch sich vermenschlicht in der Beziehung zu seinesgleichen. Und man kann sagen, daß die Theorie des Narzißmus, so wie ich sie Ihnen vorhin dargelegt habe, Rechenschaft gibt von bestimmten Tatsachen, die bei Hegel rätselhaft bleiben. Denn schließlich, damit die Dialektik des Kampfes auf Leben und Tod, des Kampfes um das reine Anerkanntsein, über-

haupt ihren Anfang nehmen kann, ist es wohl nötig, daß der Tod nicht realisiert wird, denn die dialektische Bewegung würde aus Mangel an Kämpfen abbrechen, ist es wohl nötig, daß er imaginiert wird. Und es ist tatsächlich der imaginierte, imaginäre Tod, um den es sich in der narzißtischen Beziehung handelt. Es ist auch der imaginäre und imaginierte Tod, der sich in die Dialektik des ödipalen Dramas einführt, und er ist es, um den es sich handelt in der Bildung des Neurotikers und vielleicht, bis zu einem gewissen Grad, in etwas, das weit über die Bildung des Neurotikers hinausgeht, nämlich in der existenziellen Haltung, die für den modernen Menschen charakteristisch ist.

Man bräuchte mich nicht sehr zu drängen, um mich sagen zu lassen, daß das, was die Vermittlung ausmacht in der realen analytischen Erfahrung, etwas ist, das von der Ordnung des Worts und des Symbols ist, und das sich in einer anderen Sprache ein Akt des Glaubens nennt. Aber gewiß, das ist weder das, was die Analyse fordert noch auch das, was sie impliziert. Das, worum es sich handelt, gehört wohl eher ins Register des letzten Worts, das von diesem Goethe ausgesprochen wurde, den ich heute abend nicht umsonst, glauben Sie es, als Beispiel herangezogen habe.

Von Goethe kann man sagen, daß er, durch seine Inspiration, seine erlebte Gegenwart, das ganze Freudsche Denken außerordentlich durchtränkt, belebt hat. Freud hat zugegeben, daß die Lektüre Goethescher Gedichte ihn zu seinen medizinischen Studien gebracht und im selben Zug über seine Bestimmung entschieden hat, aber das ist wenig im Vergleich zum Einfluß des Goetheschen Denkens auf sein Werk. Es ist also ein Satz Goethes, der letzte, mit dem ich die Triebfeder der analytischen Erfahrung nennen möchte, mit jenen wohlbekannten Worten, die er gesprochen hat, ehe er, mit offenen Augen, in das schwarze Loch sank – „Mehr Licht“.*

* = deutsch im Original

Übersetzt von Lucienne Demoisy und Christiane Schrübbers

Aus: *Ornicar? Bulletin périodique du Champ freudien*, No. 17/18 (printemps), 290-307.

ZUR AUFLÖSUNG DER ECOLE FREUDIENNE DE PARIS

Eine Chronik

Hans-Joachim Metzger

Rom, 22. 9. 1907

Geehrter Herr Kollege:

Ich mache Ihnen die Mitteilung, daß ich mich entschlossen habe, die kleine Vereinigung, die sich jeden Mittwoch abend bei mir zu treffen pflegte und der auch Sie angehörten, mit Beginn dieses Arbeitsjahres aufzulösen und sie unmittelbar darauf von neuem ins Leben zu rufen. Eine kurze Äußerung, die Sie bis zum 1. Oktober dieses Jahres unserem Sekretär, Herrn Otto Rank in Wien, IX. Simondenkasse Nr. 8, schriftlich zukommen lassen, wird hinreichen, Ihre Mitgliedschaft neu zu begründen; im Falle aber solche Äußerung bis zu dem genannten Termin ausbleibt, werden wir annehmen müssen, daß Sie nicht mehr zur Vereinigung zählen. Ich brauche wohl nicht ausdrücklich zu betonen, wie sehr ich mich mit Ihrem Wiedereintritt freuen würde.

Gestatten Sie mir, diese Ihnen wahrscheinlich überflüssig erscheinende Maßregel kurz zu begründen. Es heißt nur dem natürlichen Wandel menschlicher Beziehungen Rechnung tragen, wenn man annimmt, daß dem einen oder anderen aus unserer Anzahl die Zugehörigkeit zu unserer Vereinigung nicht mehr dasselbe bedeutet wie vor Jahren, sei es, daß sein Interesse sich erschöpft habe oder daß seine Muße und Lebensführung sich widersetzen oder daß persönliche Beziehungen ihn abzuhalten drohen. Vermutlich wird er dennoch Mitglied verblieben sein, weil er befürchtet, daß sein Austritt im Lichte einer unfreundlichen Handlung betrachtet werden könnte. In allen diesen Fällen soll die Auflösung und Neugründung der Vereinigung die persönliche Freiheit des einzelnen wiederherstellen und es ihm ermöglichen, ohne Trübung des persönlichen Verhältnisses zu den anderen dem Vereine fernzubleiben. Es ist wohl auch in Betracht zu ziehen, daß wir im Laufe der Jahre Verpflichtungen auf uns genommen

haben, wie die Anstellung eines Sekretärs, von denen anfangs die Rede nicht war.

Wenn Sie nach diesen Ausführungen an die Zweckmäßigkeit einer solchen Vereinerneuerung glauben, werden Sie wohl auch damit einverstanden sein, daß dieselbe in regelmäßigen Intervallen – etwa alle drei Jahre – wiederholt werde.

*Ich bleibe in kollegialer Hochachtung
und mit herzlichem Gruß*

Ihr Dr. Freud.¹

Es hat, das darf vorausgesetzt werden, wohl auch hierzulande mittlerweile die Runde gemacht unter denen, die es angehen kann: durch einen Brief vom 5. Januar an die Mitglieder seiner Schule hat Jacques Lacan die *Ecole freudienne de Paris* aufgelöst.

Was hier folgt, enthält keine „Bewertung“ oder „Einschätzung“ dieser Entscheidung. Auch Gründe aus der Ordnung der Tatsachen, gar der „*faits divers*“, wird man vergeblich suchen. Da liegen sie nicht – oder nur vordergründig – und auf dieser Ebene existiert keine Position, die sich beziehen ließe.

Ist es eine Tragödie? Ist es eine Komödie? Jedenfalls, nach dem Vergleich Lacans, der außer dem Millers öffentlich keinen einzigen Namen genannt hat, ein Maskenball. – Der *Wunderblock* ist nicht in der Lage und es ist nicht seine Sache, die Masken herunterzureißen, herauszufinden, who ist who. Die Positionen, die referiert werden unter Nennung von Namen, interessieren weniger wegen dieser Namen als deshalb, weil sie uns – nach unseren Informationen – exemplarisch zu sein scheinen dafür, wie man in Paris auf die Auflösung hat reagieren können. Es geht um die Stellung von Problemen, mindestens aber Offenhaltung von Fragen – nicht darum, sie durch das Ergreifen einer Partei vorab für gelöst zu erklären.

Statt also einer Diskussion vorzugreifen, die um Begriffe wie *Schule*, *Analytische Vereinigung*, *Geschichte der analytischen Bewegung*, *Status der psychoanalytischen Theorie im Verhältnis zur Praxis*, *Akademisierung* und *Nähe zur Religion* zu führen wäre, soll hier eine kleine Chronik aufgemacht werden, die von Januar bis März dieses Jahres reicht.

Quelle dieser Chronik ist die französische Presse, in der, nicht ohne Einfluß auf den Stil der Auseinandersetzung, die Auflösung der *Ecole* breit diskutiert und kommentiert worden ist. Mit einem Konvolut von Ausschnitten hat Judith Miller von *Ornicar?* den *Wunderblock* auf dem laufenden gehalten.

DIE AUFLÖSUNG

Am 9. Januar melden Pariser Blätter wie *Le Monde*, *Le Matin* und *Libération*, in einem Brief an die sich auf seine Lehre berufenden Analytiker habe Jacques Lacan die Auflösung der *Ecole freudienne* angekündigt.

Lacan verliest diesen Brief in seinem Seminar vom 8. Januar:

Ich spreche ohne die mindeste Hoffnung – mich verständlich zu machen vor allem.

Ich weiß, daß ich es tue – indem ich hinzufüge, was das an Unbewußtem mit sich bringt.

Das ist mein Vorteil vor dem Menschen, der denkt und nicht gewahrt, daß er zuerst spricht. Ein Vorteil, den ich allein meiner Erfahrung verdanke.

Denn in dem Intervall des Sprechens, das er verkennt, zu dem, was er glaubt, als Denken zu fabrizieren, verhaspelt sich der Mensch, was ihn nicht ermutigt.

Derart, daß der Mensch debil denkt, um so debiler, als er wütend ist . . . gerade weil er sich verhaspelt.

Es gibt ein Problem der SCHULE. Das ist kein Geheimnis. Also richte ich mich darauf ein, durchaus nicht zu früh.

Dieses Problem erweist sich als ein solches, das eine Lösung hat: es ist die Auf – die Auflösung.

Zu verstehen als die der VEREINIGUNG, die dieser SCHULE juridisches Statut gibt.

Daß es nur eines bedürfe, der geht, damit alle frei seien, das ist, in meinem borromäischen Knoten, wahr von jedem, in meiner SCHULE muß ich derjenige sein.

Ich entschlief mich dazu deshalb, weil sie funktionieren würde, wenn ich mich nicht querstellte, gegen den Strich dessen, wofür ich sie gegründet habe.

Nämlich für eine Arbeit, ich habe es gesagt – die, in dem Feld, das Freud eröffnet hat, den scharfen Fels ihrer Wahrheit wiederherstellt – die die ursprüngliche Praxis, die er gestiftet hat unter dem Namen der Psychoanalyse, wieder zu der Aufgabe zurückführt, die ihr in unserer Welt obliegt – die, durch eine unermüdliche Kritik, hier die Abweichungen und Kompromittierungen denunziert, die ihren Fortschritt zunichte machen, indem sie ihre Anwendung herabsetzen.² Ein Ziel, das ich aufrechterhalte.

Deshalb löse ich auf. Und beklage mich nicht über die sogenannten „Mitglieder der Ecole freudienne“ – vielmehr danke ich ihnen, weil ich von ihnen belehrt

*worden bin, woher ich, ich gescheitert bin – daß heißt mich verhaspelt habe.
Diese Lehre ist mir teuer. Ich ziehe aus ihr Profit.*

•
Anders gesagt, ich fabre fort/je persévère.

Und rufe auf, sich noch einmal zu vereinigen diejenigen, die, diesen Januar 1980, weitermachen wollen mit Lacan.

Daß der Schrieb einer Kandidatur sie mir umgehend zu erkennen gebe. In 10 Tagen, um die umgebende Debität zu unterbinden, werde ich die ersten Beiträge veröffentlichen, die ich angenommen haben werde, als Verpflichtungen zu „unermüdlichen Kritik“ dessen, was in Sachen „Abweichungen und Kompromittierungen“ die EFP genährt hat.

Aufzeigend in actu, daß es nicht an ihnen liegt, daß meine SCHULE INSTITUTION wäre, Wirkung einer konsolidierten Gruppe, auf Kosten der Diskurswirkung, die von der Erfahrung erwartet wird, wenn sie freudianisch ist. Man weiß, was es gekostet hat, daß Freud zugelassen hat, daß die psychoanalytische Gruppe über den Diskurs obsiegt, zur KIRCHE wird.

Die INTERNATIONALE, denn das ist ihr Name, reduziert sich auf das Symptom, das sie ist, von dem, was Freud von ihr erwartete. Aber nicht sie ist es, die ins Gewicht fällt. Es ist die KIRCHE, die wahre, die den Marxismus unterhält da durch, daß er ihr frisches Blut spendet – eines erneuerten Sinns. Warum nicht die Psychoanalyse, wenn sie umschwenkt zum Sinn?

Ich sage das nicht umwillen einer nichtigen Persiflage. Die Stabilität der Religion rührt daher, daß der Sinn immer religiös ist.

Von daher meine Hartnäckigkeit auf meinem Weg der Matheme – der nichts verhindert, sondern zeugt von dem, was es bräuchte, um ihn, den Analytiker, zur Erfüllung seiner Funktion zu bringen.

Wenn ich gestreng fortvaterer/si je père-sévère, dann deshalb, weil die gemachte Erfahrung nach Gegen-Erfahrung ruft, die kompensiert.

Ich brauche nicht viele Leute. Und es gibt Leute, die ich nicht brauche.

Ich lasse sie im Stich, damit sie mir zeigen, was sie vermögen, außer mir auf den Wecker zu fallen und eine Lehre zu Wurstwasser zu machen, in der alles abgewogen ist.

Diejenigen, die ich aufnehmen werde mit mir, werden sie es besser machen? Zumindest werden sie für sich in Anspruch nehmen können, daß ich ihnen dazu die Chance lasse.

Das DIREKTORIUM der EFP, so wie ich es zusammengesetzt habe, wird erledigen, was sich an sogenannten laufenden Geschäften binzieht, bis eine außerordentliche VERSAMMLUNG, die die letzte sein wird, rechtzeitig einberufen in Übereinstimmung mit dem Gesetz, zur Devolution ihrer Güter voranschreitet, die die Schatzmeister, René Bailly und Solange Faladé, veranschlagt haben werden.

Jacques Lacan

Guitrancourt, diesen 5. Januar 1980³

Ohne auf die von *Ornicar?* ausführlich dokumentierte Geschichte der Spaltungen, Auflösungen und Neugründungen der französischen psychoanalytischen Vereinigungen⁴ eingehen zu können, sei daran erinnert, daß der erste folgende Konflikt in der *Société psychanalytique de Paris*, der damals einzigen psychoanalytischen Organisation in Frankreich, sich wesentlich um das Problem der „Lehranalyse“ drehte und 1953 zum Austritt von Jacques Lacan, Daniel Lagache, Françoise Dolto, Juliette Favez-Boutonier und Blanche Reverchon Jouve führte. Im selben Jahr gründet Lagache die *Société française de psychanalyse*; Lacan, Mitglied dieser neuen Gesellschaft, beginnt mit seinen Seminaren. – 1956 erscheint die erste Nummer der Zeitschrift *la Psychanalyse* mit Arbeiten aus den Jahren 1953–1955. – 1959 erneuert die S.F.P. ihren Antrag auf Affiliation an die *International Psychoanalytic Association*. Diese exkommuniziert 1961 auf ihrem Edinburger Kongreß Lacan und Françoise Dolto. Zwei Jahre später, auf dem Stockholmer Kongreß, akzeptiert die I.P.A. die Affiliation der S.F.P. unter der Bedingung, daß Lacan als Lehranalytiker ausgeschlossen und den Lehranalysanden die Teilnahme an seinen Seminaren untersagt wird. Im Oktober 1963 wird Lacan aus der Liste der Lehranalytiker gestrichen. – 1964 beginnt er an der Ecole normale supérieure sein Seminar *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse* – und gründet am 21. Juni die *Ecole Française de Psychanalyse*, die spätere *Ecole freudienne*. – Die seit 1967 innerhalb der E.F.P. geführte Debatte um die Lacansche Konstruktion der „passe“⁵ führt 1969 zum Austritt von François Perrier, J. P. Valabrega und P. Castoriadis-Aulagnier, die die sogenannte *Quatrième Groupe* gründen.

Nach einer unlängst erhobenen Statistik gibt es in Frankreich etwa 1000 Psychoanalytiker: 268 in der *Société psychanalytique de Paris*; 41 in der *Association psychanalytique de France*; 21 in der *Quatrième Groupe*; der *Ecole freudienne* gehörten an: 34 Analytiker der Schule (A.E.), 120 der Schule als Mitglied

angehörnde Analytiker (A.M.E.) und 311 praktizierende Analytiker der Schule (andere Zahlen sprechen von 600 Mitgliedern der E.F.P.). Am letzten Kongreß der E.F.P. haben etwa 1500 Personen teilgenommen. Die Hälfte aller Analytiker in allen Gesellschaften sind Frauen. Während in den anderen Gesellschaften mehr als die Hälfte der Mitglieder Mediziner sind, waren es in der E.F.P. nur rund ein Viertel.⁶

Mit Bezug auf Lacans Rede von Abweichungen und Kompromittierungen fallen in der Presse immer wieder die Namen von Françoise Dolto, Serge Leclaire, Michèle Montrelay und Denis Vasse. – Françoise Dolto soll kritisiert worden sein wegen ihrer pädagogischen Radiosendungen und ihres Eintretens für die Religion. Michèle Montrelay und Serge Leclaire ist die Durchführung von Seminaren untersagt worden, dem letzteren angeblich wegen seiner Nähe zu der feministischen Gruppe „Psychanalyse et Politique“. Leclaire soll auch die Mitarbeit an der Zeitschrift *Confrontations* vorgeworfen worden sein. Denis Vasse, der ebenfalls an dieser Zeitschrift mitgearbeitet hat, ist unlängst als Vizepräsident der E.F.P. abgesetzt worden, um – so Charles Melman – Manöver zur Übernahme der Nachfolge Lacans zunichte zu machen. – Solches sind die Düfte der Gerüchteküche.

Lacans Brief zieht eine Flut von Protesten nach sich. Eine Reihe von Angehörigen der E.F.P. bestreitet mit einer juristischen Argumentation Lacan das Recht, die Schule aufzulösen. François Roustang, Michèle Montrelay, Anne Levallois und andere weisen darauf hin, daß zufolge der Statuten der *Ecole freudienne* diese nur durch eine Zweidrittelmehrheit einer zu diesem Zweck einberufenen außerordentlichen Generalversammlung aufgelöst werden könne. – Damit setzt sich, wie *Le Monde* kommentiert, eine Kontroverse fort, die im September 1979 offen ausgebrochen war, als man Lacan vorgeworfen hatte, bei der Nominierung neuer Mitglieder des Verwaltungsrats und des Direktoriums autoritär den Boden des Gesetzes verlassen zu haben: am gleichen Tag hätte neben einer ordentlichen eine außerordentliche Generalversammlung zur Änderung der Statuten der E.F.P. stattfinden sollen. Es war darum gegangen, den Verwaltungsrat von 17 auf 25 Mitglieder zu erweitern. Obwohl angeblich die außerordentliche Generalversammlung nicht stattgefunden hatte – bzw. im Rechenschaftsbericht nicht gesondert erwähnt worden war –, war der Verwaltungsrat erweitert worden. – Schon im November 1979 hatte Jacques Alain Miller gegen Argumentationen juristischen Typs eingewandt, es gehe nicht an, auf der Basis von Statuten einer Schule gegen denjenigen vorzugehen, der diese Schule allein gegründet habe.

„Allein“ – damit spielte Miller an auf das Lacansche Gründungspapier der *Ecole freudienne*, wo es heißt: „Je fonde – aussi seul que je l’ai toujours été dans ma relation à la cause psychanalytique – l’Ecole Française de Psychanalyse . . .“ „Ich gründe – so allein wie ich es immer gewesen bin in meiner Beziehung zur psychoanalytischen Sache – die Ecole Française de Psychanalyse . . .“⁷

In *Le Matin* vom 10. Januar nimmt Miller Stellung zur Auflösung. Sie sei schon lange zu erwarten gewesen. Schon vor drei Jahren habe Lacan gesagt, er sei ausgefüllt – ihm mangle der Mangel, und wenn einem der Mangel mangle, fühle man sich nicht wohl. Nun habe Lacan eben den Mangel produziert, an dem es ihm mangelte, und er sei nicht der einzige, der sich besser fühle. – Die Gründe für die Auflösung situiert Miller im Verhältnis der Psychoanalyse und der Psychoanalytiker zur Gruppe oder Vereinigung. „Die Psychoanalyse ist eine soziale Praxis, wenn es zutrifft, daß das Soziale, wie Freud sagt, bei Zwei beginnt. Die Psychoanalyse jedoch endet da: bei Zwei.“ Das bedeute, daß es den Psychoanalytikern unmöglich sei, auf ihre Praxis ein soziales Band „untereinander“ zu gründen. Zugleich jedoch seien die Psychoanalytiker notwendig gregär: „Denn die Realität ihrer beruflichen Tätigkeit ist so verschwindend, daß es des Anderen bedarf, des unterstellten Psychoanalytikers, der sie zumindest über die Tatsache beruhigt, daß er davon nicht viel mehr versteht.“ Man zolle der Benennung „Psychoanalytiker“ einen ganz unverdienten Respekt. „Der Psychoanalytiker glaubt nur schwerlich an das Unbewußte. Weil seine Funktion ihm Abscheu einflößt, erzählt er Geschichten, macht er Literatur, wird er von Visionen heimgesucht.“ Er sei nie sicher, auch wirklich Psychoanalytiker zu sein. „Der private Charakter dieser ‚Erfahrung‘ bewirkt, daß ein Psychoanalytiker immer nur ein Jemand ist, der sich so nennt und verlangt, daß man’s ihm auf sein ehrliches Gesicht hin abnimmt. Von daher die Funktion des Anderen, der sich präsentiert wie im guten Glauben und Beweis führt für die ganze Zunft.“ Das sei der Platz Freuds gewesen – nun sei es, zu seinem Unglück, der Lacans: zu beweisen, daß es zumindest einen gibt, von dem es sein könnte, daß er Psychoanalytiker ist. Dieser Andere, so Miller, sei aber ebensowohl ein Trug, den Lacan denunziere: „Es gibt keinen Anderen des Anderen keine Garantie der Garantie, sondern Schein, Betrug.“⁸

Im Gegensatz zu dem Wirbel, den Teile der französischen Presse um die Auflösung der Freud-Schule veranstalten, argumentiert *l’Humanité*, das Zentralorgan der K.P.F., in dem man schon anderes las, es handele sich um ein reales, inneres Problem jener „empirischen Wissenschaft“, die die Psychoanalyse sei.

Gewisse Blätter versuchten, die Affäre auszuschlachten, um die wissenschaftliche Erkenntnis in Mißkredit zu bringen. Heutzutage komme eben alles recht, um den „Ideen des Fortschritts“ (*sic*) zu schaden. Sogar die legitimen Vorsichtsmaßnahmen eines großen Wissenschaftlers – d'un grand savant – wie Lacan.⁹

In einem Interview Millers mit sich selbst in *Libération* deutet dieser eine Selbstkritik an – nämlich in *Ornicar?* allzusehr zurückgehalten zu haben mit Kritik an dem, was er zum Beispiel die beklagenswerten Frömmeleien und den Diskjockey-Stil Françoise Doltos nennt. – Leute wie Guattari und Roustang hätten auf Lacans Gutwilligkeit gesetzt; auf der einen Seite habe man auf Lacan, auf Freud, auf der *Ecole* und auf der Psychoanalyse herumgetrampelt, auf der anderen Seite aber pünktlich seinen Scheck eingereicht, um Mitglied der E.F.P. bleiben zu können. Sie hätten leicht andere Gesellschaften gründen können – dabei sei ihnen Lacan jetzt behilflich. – Miller kündigt das Erscheinen einer neuen Zeitschrift, eines „magazine freudien“ an; Titel: *L'âne, Der Esel*.¹⁰

In der gleichen Nummer von *Libération* nimmt Charles Melman zu der Behauptung von *Le Monde* Stellung, bei der Auflösung der *Ecole* gehe es um einen Ausschluß lauer Lacanianer. In Wahrheit, so Melman, schließe man sich selber aus, wenn man einer Schule angehöre und Meinungen vertrete, die der Lehre, die diese Schule begründe, feind seien. Dies sei zum Beispiel bei Françoise Dolto der Fall. Als Analytiker habe man sich schon wundern müssen über ihre Rundfunksendungen, wisse man doch, daß in Sachen Pädagogik der den Eltern gegebene gute Rat das Schlimmste sein könne. Doch habe diese Predigt über die Wellen ihren Sinn gefunden, als Françoise Dolto in Publikationen für die Religion eingetreten sei. Worum es in Wirklichkeit gegangen sei, das sei das als möglich behauptete Heil gewesen, und das für Ohren, die durchaus nicht hören wollen. – Indessen habe schon Freud die religiöse Illusion als Matrix von Neurosen denunziert. Die Psychoanalyse lehre, daß es für das Subjekt, weil es bestimmt ist vom Signifikanten, nicht laufe – und zwar ohne jede Hoffnung auf Heil oder Erlösung. Der einzige Fortschritt, den sie versprechen könne, so Melman, bestehe darin, die Konsequenzen dessen ernst zu nehmen, was nicht laufe.¹¹

An anderer Stelle – im *Quotidien du médecin* – teilt Melman wenig später mit, es würden stoßweise Briefe eingehen von Leuten, die um Aufnahme in die von Lacan angekündigte neue Vereinigung nachsuchten.¹²

DER MOMENT DES SCHLIESENS¹³

17. Januar. 27 Mitglieder der *Ecole freudienne* – unter ihnen Michèle Montrelay,

Anne Levallois, Michel de Certeau und François Roustang – rufen die Justiz an. Sie beantragen eine einstweilige Verfügung, über die am 21. Januar entschieden werden soll: man fordert die Einsetzung eines vorläufigen juristischen Verwalters der E.F.P.; dieser soll zunächst eine außerordentliche, dann eine ordentliche Generalversammlung einberufen.

Die Vizepräsidentin und Schatzmeisterin der *Ecole*, Solange Faladé, versichert, daß bei der Auflösung die Statuten respektiert werden würden und daß man dabei sei, das Vermögen der E.F.P. zu inventarisieren. Gleichwohl insistiert sie darauf, daß Lacan zeige, daß „l'analytique prime le juridique“, daß das Analytische vor dem Juridischen den Vorrang habe. – Die Bibliothek der *Ecole* wird geschlossen, Veröffentlichungen vorerst eingestellt; es finden keine Sitzungen der Jurys mehr statt. Lacan entfernt die Texte seiner Seminare aus der Bibliothek.

In der in der Tagespresse geführten Diskussion zeichnen sich durch den Nebel von Attacken und Gegenattacken gewisse Probleme ab:

- das Problem einer Vereinigung von Analytikern (quasireligiöse, Gesellschafts- und gesellschaftliche Phänomene);
- das Problem des Status der Theorie und der Akademisierung;
- das Problem der Übertragung und der Übertragung von Wissen.

Wenn er sie durch ein jähes *Mene, Tekel, Upharsin* – bloß dadurch, es zu sagen – nicht endlich aufgelöst hätte, so wieder Jacques-Alain Miller in *Le Monde* vom 19. Januar, hätte die „Schule“ Lacan mitsamt seiner Lehre unter sich begraben. Daher die Revolte des Sklaven, der für alle anderen gearbeitet habe, sein schon zwei Jahre andauernder Streik (sein Schweigen im Seminar) und nun die Tötung der unfügsamen Herrin. – Nun ergriffen die Männer des Gesetzes von der Szene Besitz – der Vorhang sei gefallen, aber schon hebe er sich wieder, schon formiere Lacan eine Gesellschaft der Freunde des Verbrechens. – Das Farcenhafte der Geschichte, so Miller, dürfe nicht glauben machen, es handele sich bloß um ein Pariser „fait divers“. Vielmehr kündige sich eine neue Epoche der Psychoanalyse an. – Die Psychoanalytiker hätten, dies ein Erbe des ersten Berliner Ausbildungsinstituts, immer davon geträumt, das ausgehend von der Erfahrung Freuds erarbeitete Wissen zu beschlagnahmen. Lacan hingegen habe seit dreißig Jahren die Wette gehalten, die Theorie, die er ausgehend von seiner Erfahrung konstruiere, jedem, der da komme, zugänglich zu machen. Die Analytiker hätten es ihm nicht verziehen, sein Seminar geöffnet zu haben . . . Jacques-Alain Miller deutet einige Gründe dafür an, warum die analytische

Praxis seit ihren Anfängen Anlaß gebe zu religiösen Abweichungen und bei den Analytikern zu Gruppenphänomenen führe, die legitim daran zweifeln machen könnten, ob sie selbst den Punkt erreicht hätten, zu dem den Patienten zu führen sie sich brüsteten. Sei schon der analytische Akt selbst, so Miller, nicht denkbar ohne das von Leibniz formulierte Vernunftprinzip, demzufolge alles – auch jeder Unsinn, jeder Kalauer, jeder Einfall – eine Ursache habe, so sei der Analytiker in der Position, sich für die Ursache von allem, von jedem Fortschritt der Kur zu halten. Deshalb gleite er leicht dahin ab, sich mit dem Heiligen Sakrament zu identifizieren. Daß er es fortwährend zu tun habe mit einer Wahrheit, die den Beweis überfordere und über das Demonstrierbare hinausgehe, könne ihn zum Visionär machen. Schließlich treibe das Unkontrollierbare seiner Praxis den Analytiker oft in die Arme eines Idols, das er aus seiner Verwirrung heraus errichte – in die Arme der Psychoanalytischen Internationale – oder in die Arme eines imaginären Lacan. – Ob die Analyse von allen und nicht nur von einem ausgeübt werden könne und solle – sie habe jedenfalls die Zukunft eines Symptoms.¹⁴

In der gleichen Nummer von *Le Monde* verteidigt François Roustang in einem *Peut-être, Vielleicht* überschriebenen Artikel die Berufung auf die Statuten der E.F.P. gegen Lacans Entscheidung. Es scheine grotesk zu sein: wie könne ein Psychoanalytiker bei einer juristischen Argumentation Zuflucht suchen? – Das Erstaunen darüber, so Roustang, verschleierte nur die Meinung, ein Psychoanalytiker könne sich alles erlauben, das Feld, auf dem er operiere, habe keine Grenze, es sei ein Innen ohne Außen. – Zwar treffe es zweifellos zu, daß in seiner Praxis der Analytiker niemandem Rechenschaft zu geben habe und auch nicht geben könne; da, was sich dort zutrage, zur Ordnung des Traums, der Phantasie und des Begehrens gehöre, unterliege es keinerlei sozialen Einfluß. Indessen seien schon innerhalb der Praxis dieser strenge Grenzen gesetzt: vom Analytiker werde verlangt, daß er die Übertragungsbeziehung nicht ausnutze, daß er keine Schüler mache, daß er seine eigenen Überzeugungen einklammere, daß er auf die schließliche Unabhängigkeit des Patienten hinarbeite. – Offenkundig höre aber die Abwesenheit sozialen Einflusses auf, wenn der Analytiker seine Praxis verlasse, wenn er mit anderen Analytikern zusammentreffe, um mit ihnen theoretische und praktische Fragen zu erörtern. Seit einem Jahrzehnt sei nun in Frankreich eine Ideologie im Schwange, derzufolge nicht zu trennen sei zwischen der analytischen Beziehung und der übrigen Existenz; die Psychoanalyse werde für alles gehalten und könne selbst von niemandem beurteilt werden. Das habe zur Bil-

dung eines analytischen Milieus geführt, in dem Analytiker und Analysanten unter sich seien, wo sie dieselbe Sprache sprächen und keine andere Kultur als die von ihrem Milieu produzierte hätten. Eine Mini-Gesellschaft mit eigenen Gesetzen habe sich herausgebildet . . . Was sich am Horizont dieser Verwandlung der Analyse als Inneres ohne Außen abzeichne, sei die Verschmelzung aller Mitglieder in einem einzigen. Dies sei jedoch nur der besondere Fall eines viel allgemeineren Phänomens. Schon vor mehr als vierhundert Jahren habe La Boëtie gezeigt, daß der „Name des Einen“, die Faszination für den Einen die Grundlage „freiwilliger Knechtschaft“ sei. – „Wenn es eine Hoffnung gibt, *vielleicht*, der Einwirkung des vielgestaltigen Einen Einzigem zu entgehen“, so schließt Roustang, „dann nur durch die einsamste und geheimste Entscheidung, jenen Wahn, wie ihn Kierkegaard notierte. Denn es nützt nichts, sich zu widersetzen . . . Dennoch, das Nein, das ausgesprochen wird gegenüber dem Namen des Einen, kann einen Augenblick als Stützpfiler dienen, um sich die Zeit zu geben, zu entscheiden, gegen jede Evidenz und ohne jede Rücksicht auf Folgen, daß es *vielleicht* mehrere gibt; mehrere Menschen, mehrere Wege, mehrere Sprechweisen . . .“¹⁵

Jean Clavreul, Vizepräsident der E.F.P., überschreibt seinen gleichfalls in *Le Monde* vom 19. Januar veröffentlichten Artikel *L'église freudienne de Paris, Die Freud-Kirche von Paris*. Er ruft dazu auf, Lacans Auflösungsbrief so zu lesen, wie Lacan Freud zu lesen gelehrt habe: buchstäblich. – Es treffe zu, so Clavreul, daß die *Ecole freudienne* zu einer Kirche geworden sei. Sie habe ihre schwarzen und weißen Messen gehabt, ihre Frömmeler und Ketzer, ihre Inquisitoren und Hexen. Der Dogmatismus mancher Mitglieder habe die Analysen in Bekenntnisse antilacanianischer Sünden verwandelt; man habe „direction de conscience“, Gewissenserforschung oder, nach einer anderen Übersetzung, Lenkung des Bewußtseins betrieben. An der *Ecole* selbst sei ein Katechismus gelehrt worden: man habe Lacan repetiert wie einst Freud, Marx oder das Evangelium. Man habe weniger erwartet, daß die Wahrheit sich offenbare als vielmehr eine Belehrung über die geoffenbarte Wahrheit. – So rühre das Religiöse nicht daher, daß einige Mitglieder von ihren Bindungen an eine Religion Zeugnis ablegten; und auch nicht daher, daß einige sich Attitüden bewahrt hätten aus der Zeit ihrer Zugehörigkeit zu einer politischen Partei. Was die Angehörigen der *Ecole* dem Religiösen annäherte, sei vielmehr dies, daß sie sagten, daß der Mensch nicht sei, was er zu sein glaube, daß er durchdrungen sei von der Sprache . . . Wenn einem eine derartige Offenbarung über einen selbst zuteil geworden sei, wenn man in solcher Weise dessen beraubt worden sei, was man über sich selbst zu wissen glaubte,

dann tue man sich mit denen zusammen, die die gleiche Offenbarung erfahren hätten. Da das „Ich“ zerbrochen sei, rekonstituiere man es in der Einheit der Gruppe, bemühe man sich darum, daß diese Gruppe aus- und durchhalte. Was dabei herauskomme, sei eben eine Kirche. – Wenn man die Psychoanalyse wie eine geoffenbarte Wahrheit aufnehme, dann begeben man sich in die Analyse wie man einst eine Religion annahm oder der kommunistischen Partei beigetreten sei. Dann weigere man sich, sich mit dem Urheber oder Autor der Offenbarung auseinanderzusetzen – Gott, Marx, Freud oder Lacan. Man wage dann nichts anderes mehr als ihn zu repetieren, zu wiederholen. Das sei die Rolle der Kirche – und das sei auch die Funktion der Universität, worin sie sich als Erbin der theologischen Fakultäten erweise. – In diesem Sinne, weil nämlich für Analytiker, für Freud die Wiederholung der Tod sei, kritisiert Clavreul das universitäre Engagement der *Ecole freudienne*, konkret: die Gründung des Psychoanalyse-Departements an der Universität Paris VII, Vincennes, und seinen Direktor, Jacques-Alain Miller. – Wohin Miller auch den Fuß setze, immer bringe er die Universität mit. Miller habe unrecht, zu behaupten, Lacan sei in seiner Schule ideologisch immer in der Minderheit gewesen. Vielmehr sei er es, Miller, der in der Minderheit sei; denn er nehme Lacan als Ideologen. Was ganz normal sei, funktioniere doch für Miller die Psychoanalyse als eine durch Lacan geoffenbarte Wahrheit. Nur deshalb könne er glauben, die Analytiker hätten „Abscheu“ vor ihrer Praxis. Was Miller sage, wirke zwar sehr lacanianisch, weil man glaube, gewisse Worte, gewisse Formeln wiederzuerkennen; in Wahrheit sei es alles andere. Lacan lehre, daß der Analytiker sich nur durch oder von sich selbst her autorisiere; daraus folge, daß es niemanden gebe, der Beweis führen könne für die Zunft. Und die Rede vom „guten Glauben“ verweise schon von sich aus aufs Religiöse. Vor allem aber könnten es die Analytiker nicht hinnehmen, daß Miller ihre Praxis als „verschwindend“ bezeichne. Er müsse das glauben, da ja für ihn die psychoanalytische Theorie eine durch Lacan geoffenbarte Wahrheit sei. Dieser sage jedoch in seinem Brief ausdrücklich, was er wisse, verdanke er allein seiner Erfahrung! – Gewiß sei es schwierig, so Clavreul weiter, von einer Psychoanalyse Rechenschaft zu geben; doch liege das gerade daran, daß die Theorie immer unzureichend und unbefriedigend sei. So könne er beispielsweise erst jetzt Rechenschaft geben von der Tatsache, daß seine erste, von Psychiatern als schizophoren diagnostizierte Patientin durch die Analyse „geheilt“ worden sei; und damals, 1953, sei er nicht im Besitz der seither von Lacan gelieferten theoretischen Entwicklungen gewesen. Tatsachen dieser Art seien jedem Analytiker

wohlbekannt; sie begegneten ihnen zum Beispiel, wenn sie sich in einer Kontrollanalyse nachträglich mit dem auseinandersetzen, was an dem, was sie getan haben, wirksam war. Unter der Bedingung solcher Erfahrung könne Theorie nie als geoffenbarte Wahrheit erscheinen, riskiere man weder, wie Miller meine, Lacanianer durch eine ideologische Referenz zu sein, noch, nach der These Roustangs, aus Faszination für den Meister. Vielmehr könne man, wenn man festhalte an der wesentlichen Insuffizienz von Theorie, Lacanianer sein ohne es zu wissen. In diesem Sinne habe Lacan von Freud behaupten können, er sei Lacanianer gewesen. Und deshalb habe er auch im „Champ freudien“ theoretisch höchst fragwürdige Bücher erscheinen lassen. Lacans Ablehnung von Zensur sei etwas ganz anderes als die allzugroße Toleranz, die Miller bei der Leitung von *Ornicar?* geübt haben wolle. Sie sei ein Moment psychoanalytischer Ethik, wisse man doch, daß jeder immer mehr sage, als man glaube – und als er selber glaube. – Es treffe zu, so Clavreul zum Schluß, daß Lacan die Mitglieder der E.F.P. durch deren Auflösung befreie. Er persönlich sei befreit aus der Stellung des linken Priesters, in die er eingezwängt gewesen sei und in der er losziehen müssen ebenso gegen das Kardinalskollegium und das Inquisitionsgericht wie gegen diejenigen, die einem den Knüppel zwischen die Beine werfen, wenn man der Jury d’Agrément einen Ort bewahren wolle, wo es möglich ist, von der Psychoanalyse zu sprechen. – Jeder habe sich gefragt, ob Lacan wieder sprechen werde. Doch vor allem habe man sich fragen müssen, von wo aus er würde sprechen können. Gewiß nicht aus der Position, in die ihn die Mitglieder der *Ecole* gebracht hätten: die eine Papstes, mit dem, was das an Unfehlbarkeit mit sich bringe. Von dem Platz aus, an den er sich selbst gestellt habe, dem der Auflösung, könne er nun sprechen – mit dem, was das an Unbewußtem mit sich bringe.¹⁶

Libération vom 19./20. Januar veröffentlicht einen an Lacan gerichteten Brief der der Schule als Mitglied angehörenden Analytikerin Suzanne Ginestet-Delbreil, in dem diese begründet, warum sie nicht ihre Kandidatur für die neue, von Lacan angekündigte Vereinigung anmeldet. – Es sei nicht so, schreibt Madame Ginestet-Delbreil, daß sie nicht mit Lacan weitermachen wolle oder daß sie seine Lehre in Frage stelle; doch der Akt unbedingter Huldigung, den er den Mitgliedern der Schule abverlange, schein ihr völlig im Gegensatz zu der Ethik der Analyse zu stehen, wie Lacan sie sie gelehrt habe. – Ihr Wissen verdanke sich sowohl Lacan als auch ihren Analysanten. Zwar decke die Lacansche Lehre einen wesentlichen Bereich der Analyse, aber eben nicht das ganze Feld. Ein Teil von dem, was sie von ihren Analysanten habe vernehmen können, gehe in der Lacan-

schon Theoretisierung nicht auf. Deshalb wolle sie sich nicht in eine Situation der Selbstzensur begeben – und auch nicht länger den zensurierenden Verweis über sich ergehen lassen müssen, dies und das habe Lacan aber nicht gesagt . . . Sie wolle, mit den Grenzen ihres Hörvermögens, imstande sein können, von ihren Analysanten zu vernehmen, was diese sagen, und nicht nur das, was in den Rahmen der Lacanschen Theoretisierungen passe. Denn von Lacan habe sie gelernt, daß es keinen absoluten Garanten der Wahrheit gebe. – Gewiß, sie habe Vorbehalte gehabt gegenüber der *Ecole freudienne*: Sie sei nicht für die Einrichtung der „Section Clinique“ gewesen – und nicht für den massiven Seminarbetrieb. Zunehmend sei man Analytikern begegnet, die sich von daher autorisiert hätten, Lacan gut zergliedern, kommentieren oder verstehen zu können – doch nicht von einem Fortschritt ihrer Analyse her. Auch sei sie auf Kongressen und in Seminaren darüber erschrocken gewesen, so viele Redner Lacan rezitieren zu hören, ohne daß irgendetwas von ihrem klinischen Hören ihren Text bearbeitet habe. Das alles habe sie akzeptiert als Recht zum Irrtum, als Recht zum Symptom. Doch was Lacan nun verlange und was sie als einen Akt der Huldigung verstehe, sei ein Schritt zuviel, den sie nicht tun wolle. Sie habe in ihrer Analyse gelernt, in ihrem Namen zu sprechen, was schon nicht leicht sei; sie gedenke nicht, sich in die Lage zu bringen, dem entsagen zu müssen. – Dennoch bleibe sie Lacanianerin: Lacans Werk sei Gemeingut geworden, es gehöre nicht mehr ihm; andere würde Gebrauch von ihm machen und darin vielleicht das finden, was gesagt zu haben er nicht wisse.¹⁷

Am 24. Januar nimmt Lacan in einem Brief an *Le Monde* Stellung zu den Artikeln Clavreuls und anderer:

Ich überlasse dem Monde den Text dieses Briefes, zusammen mit meinem Seminar vom 15., wenn er so freundlich sein will, ihn ganz zu veröffentlichen.

Damit gewußt werde, daß niemand bei mir etwas gelernt hat, sich damit herauszustrreichen.

Ja, der Psychoanalytiker hat Abscheu vor seiner Tat. So sehr, daß er sie verneint und verleugnet und sich von ihr lossagt – und daß er denjenigen verflucht, der ihn daran gemahnt, Lacan Jacques, um ihn nicht zu nennen, ja sogar Zeter und Mordio schreit über Jacques-Alain Miller, verhaßt dafür, sich als der Zumindest-Eine zu erweisen, der ihn liest. Ohne weitere Rücksichten, die es braucht, auf die etablierten „Analytiker“.

Erfasste meine Passe sie zu spät, daß ich davon nichts haben sollte, das taugt?

Oder liegt es daran, daß ich die Sorge darum dem anvertraut habe, der bezeugt, nichts gewahrt zu haben von der Struktur, die sie motiviert?

Die Psychoanalytiker mögen nicht beweinen, wovon ich sie erlöse. Die Erfahrung, ich lasse sie nicht im Stich. Die Tat, ich gebe ihnen die Chance, sich ihr zu stellen.

Den 24. Januar 1980
Jacques Lacan.¹⁸

Der Text des Seminars vom 15. Januar 1980:

Ich bin in der Arbeit des Unbewußten.

Was sie mir beweist, ist, daß es Wahrheit, die dem Unbehagen entspräche, nur gibt als besondere für jedes derjenigen, die ich Sprechwesen|parlêtres nenne.

Es gibt da keinen gemeinsamen Unweg, denn nichts gestattet anzunehmen, daß alle zusammenflössen.

Der Gebrauch des einen, das wir allein im Signifikanten finden, begründet keineswegs die Einheit des Realen. Es sei denn, es lieferte uns das Bild des Sandkorns. Man kann nicht sagen, daß, selbst wenn es einen Haufen bildet, es alles bilde. Dazu bedarf es eines Axioms, nämlich einer Position, es so zu nennen.

Daß es gezählt werden könne, wie Archimedes sagt, ist da nur Zeichen des Realen, nicht irgendeines Universums.

•
Ich habe keine SCHULE mehr. Ich habe sie aufgehoben vom Hebelpunkt (immer noch Archimedes) aus, den ich beim Sandkorn meines Aussagens genommen habe.

Nun habe ich einen Haufen – einen Haufen Leute, die wollen, daß ich sie nehme. Ich werde daraus kein Ganzes machen.

Kein Ganzes.

Ich brauche nicht viele Leute, habe ich gesagt, und das ist wahr – doch was nützt's, es zu sagen, wenn's viele Leute gibt, die mich brauchen?

Zumindest, die das glauben (mich zu brauchen). Die es genügend glauben, um mir das schriftlich zu sagen.

Und warum sollte nicht auch ich es glauben? Weil ich mich zu den Düpierten zähle, wie jeder weiß.

Ich erwarte nichts von Personen und etwas vom Funktionieren. Also muß ich wohl erneuern, denn diese SCHULE, die habe ich verpatzt, weil's mir mißlungen ist, ebensolche ANALYTIKER (A.E.)¹⁹ hervorzubringen, die auf der Höhe wären.

Welchem von den Erwählten meiner Zulassungs-Jury hätte ich geraten, für sich selbst zu votieren, wenn er sich zufällig, als Passant²⁰, heute vorgestellt hätte? Auch treibt mich durchaus nichts an, wieder Schule zu machen.

Aber „ohne die in der Vergangenheit meiner Person gegenüber eingenommenen Positionen zu berücksichtigen“ – ein Zitat von 1964²¹ – gewähre ich demjenigen, der, nachdem er mir erklärt hat, mit mir weitermachen zu wollen, dies in Ausdrücken tut, die ihn meines Erachtens nicht schon im vorhinein Lügen strafen, sich demjenigen zu assoziieren, der desgleichen tut.

Wer wer ist, urteilt keineswegs vor, sondern unterstellt mich der zu machenden Erfahrung, freudianisch, wenn möglich.

Wie das berühmte Rendezvous der Liebenden an einem Opernball. Erschrecken, als sie ihre Maske fallen ließen: das war nicht er, übrigens auch nicht sie.

Eine Illustration meines Scheiterns an dieser HETERITÄT, – vergeb's mir die HÜBRIS – die mich genügend enttäuscht hat, um die Aussage loszuwerden, daß es keine sexuelle Beziehung gibt.

•

Freud, für seinen Teil, geht von seiner phallischen Ursache aus, um daraus die Kastration abzuleiten. Was nicht ohne Unsauberkeiten abgeht, die auszubügeln ich mich bemühe.

Zuwider dem, was vom phallischen Genießen gesagt wird, ist „die“ Frau, wenn ich so sagen darf, denn sie existiert ja nicht, seiner nicht beraubt.

Sie hat es nicht weniger als der Mann, an dem sich dessen Werkzeug (Organon) festmacht. So wenig sie selbst damit ausgestattet ist (erkennen wir, daß das belanglos ist), erhält sie doch daraus nicht minder die Wirkung dessen, was den anderen Rand dieses Genießens begrenzt, nämlich das irreduzible Unbewußte.

Darin sogar sind „die“ Frauen, die ihrerseits existieren, die besten Analytiker – gelegentlich die schlechtesten.

Unter der Bedingung, durchaus nicht sich zu betäuben durch eine antiphallische Natur, von der es keine Spur gibt im Unbewußten, können sie vernehmen, was von diesem Unbewußten nicht daran hängt, sich zu sagen, sondern abhängt von dem was sich ausarbeitet als ihnen das eigentlich phallische Genießen verschaffend.

•

Der ANDERE mangelt. Das belustigt auch mich. Ich halte trotzdem mit, was Sie verblüfft, aber ich tue es nicht deshalb.

Eines Tages übrigens, nach dem ich mich sehne, wird das Mißverständnis,

weil's von Ihnen kommt, mich dermaßen verblüffen, daß ich so pathetisch sein werde, nicht mehr mitzuhalten.

Wenn's kommt, daß ich gehe, sagen Sie sich, daß das geschieht, um – endlich ANDERER zu sein.

Man kann sich bescheiden, ANDERER zu sein wie jedermann, nach einem Leben, hingebracht damit, es sein zu wollen trotz des GESETZES.²²

15. Januar 1980

DIE FREUDSCHE URSACHE

6. März. Diejenigen, die, seinem Aufruf folgend, Lacan geschrieben haben, erhalten eine Karte mit folgendem Text:

Den Tausenden, von denen ein Brief den Wunsch attestiert, mit ihm weiterzumachen, antwortet Jacques Lacan, daß er am heutigen 21. Februar la Cause freudienne gründet. Ein nächstfolgender Brief wird die Arbeit bekanntmachen, die er von demjenigen verlangt, der sich unter diese Ägide stellt.²³

Man schätzt, daß bis dahin etwa 1100 Leute ihre Kandidatur für die neue Vereinigung, wenn man es so nennen kann, angemeldet haben. Ungefähr 200 Mitglieder der E.F.P. wollen offenbar nicht „weitermachen mit Lacan“.

Die Statuten der neuen Vereinigung *la Cause freudienne* werden bei der Polizeipräfektur hinterlegt, wo sie eingesehen werden können. Aus einem Begleitbrief geht hervor, daß Jacques Lacan als Direktor und Madame Gloria Yerodia für die Leitung und Verwaltung der neuen Vereinigung verantwortlich zeichnen. Gemäß Artikel 2 der Statuten „hat diese Vereinigung zum Gegenstand die Psychoanalyse und zum Ziel: ihre Wahrheit wiederherzustellen, ihr Wissen zu übermitteln, es der Kontrolle und wissenschaftlichen Debatte zugänglich zu machen, die Qualifikation des Psychoanalytikers auf die Vernunft zu gründen. Sie orientiert diejenigen, die in dem von Freud eröffneten Feld mit Lacan weitermachen möchten.“ – Der Direktor wird für fünf Jahre von der Generalversammlung der Mitglieder gewählt. Beitritte bedürfen seiner Zustimmung. Der Direktor schlägt der Generalversammlung die Zusammensetzung des sogenannten Büros vor. Er hat ein Vorschlagsrecht für den auf zwei Jahre zu wählenden Verwaltungsrat, der ihm assistiert und dessen Meinung in wichtigen Fällen vom Büro einzuholen ist. Der Direktor kann außerordentliche Generalversammlungen einberufen. (Die 1964 abgefaßten und 1969 vervollständigten Statuten der E.F.P. zählten die

Personen auf, die der Vereinigung angehörten. Beitritte zur E.F.P. bedurften der Zustimmung des Büros. Der mit weitreichenden Vollmachten ausgestattete Verwaltungsrat benannte die Mitglieder des Büros und mußte der Einberufung außerordentlicher Generalversammlungen durch den Direktor zustimmen. Vorgesehen war die Veröffentlichung eines internen Reglements im Zeitraum eines Jahres; dies bleibt im Falle der *Cause freudienne* eine Eventualität. Die 1969 vorgenommenen Ergänzungen beschrieben minutiös den Kontrollapparat und die Verwaltung der Lehre an der *Ecole freudienne*; sie sahen insbesondere vor, daß die Verantwortlichen der Abteilungen für Forschung und Lehre das Direktorium bildeten und daß der Verwaltungsrat zwischen 10 und 17 Mitglieder umfassen sollte.)

Für den 16. März wird von dem juristischen Verwalter eine erste Generalversammlung der E.F.P. einberufen – Gegenstand: die Änderung der Statuten des Verwaltungsrats. Die Wahl des neuen Verwaltungsrats soll am 27. April stattfinden. Nach dieser Wahl soll eine außerordentliche Generalversammlung einberufen werden, um über die Auflösung der *Ecole freudienne* zu entscheiden.

Für den Vorabend der Generalversammlung lädt Lacan diejenigen, die mit ihm weitermachen wollen, zu einem Treffen ein. Der Einladung ist ein Brief beigefügt, den Lacan in seinem Seminar vom 11. März verliest.

Der Text des Seminars vom 11. März:

Da bin ich, der mit Briefen eingedeckte Mann.

Mein Kamerad Drieu, der war der oder hielt sich für den mit Frauen eingedekten Mann, dermaßen, daß er es zum Titel eines seiner Romane gemacht hat.

Ein Titel, mit dem mich meine Kameraden der Wachstube benannten – wo ich doch nur zwei (Frauen) hatte wie jedermann, die sich um mich kümmerten, und zwar diskret, das können Sie mir glauben.

Diese Briefe habe ich ernst genommen. Ich will sagen: ich habe sie einen nach dem anderen genommen, wie's mit Frauen gemacht wird, und ich habe meine Liste aufgestellt.

Ich bin an's Ende dieses Haufens gelangt.

Es gibt Leute, die sich beklagen, daß ich sie vergessen habe. Das ist gut möglich. Sie mögen sich an Gloria wenden.

•
Ich habe voll in die Tausend gelangt und eher mehr.

Aber ich muß wohl unter diesen Tausend einen Unterschied machen. Denn die einen haben eine SCHULE zu betrauern, was die anderen nicht zu tun brauchen.

Die Trauer ist eine Arbeit, wie sich bei Freud nachlesen läßt. Das ist diejenige, die ich von denen verlange, die von der SCHULE mit mir bleiben wollen für die Cause freudienne.

An die habe ich einen Brief geschrieben nicht eher als gestern abend. Sie werden ihn bekommen.

Hier das, was ich ihnen sage:

Delenda est. Ich habe den, von da an unwiderruflichen, Schritt getan, es zu sagen.

Wie es bewiesen wird dadurch, daß man, wenn man auf sie zurückkommt, nur auf den Leim geht – wo ich weniger SCHULE gemacht habe|Ecole . . . als Kleister|colle.

Aufgelöst ist sie aus dem Fakum meines Spruchs. Bleibt, daß sie's auch durch Ihren sei.

Andernfalls die Sigle, die Sie von mir führen – EFP –, in die Hände erwiesener Fälscher fällt.

Das Manöver zu vereiteln, kommt denjenigen von der SCHULE zu, die ich diesen Samstag versammle.

Daß man's mir glaubt: Ich werde es niemandem erlauben, sich in der Cause freudienne zu tummeln, es sei denn, ernsthaft geschult.



Ich habe das gestern unterzeichnet, den 10. März.

Obnehin ist es der Fehler Freuds, die Analytiker ohne Zuflucht gelassen zu haben, und überdies ohne ein anderes Bedürfnis als sich zu vergewerkchaften.

Ich, ich habe versucht, ihnen ein anderes Gelüst einzugeben, das, zu existieren. Da habe ich Erfolg gehabt. Das macht sich bemerkbar an den Vorsichtsmaßnahmen, mit denen sich die Rückkehr in den alten Trott windet.

Was nicht auf alle zutrifft, denn es gibt genügend, die meiner Bahnung folgen, subsistierend von einem sozialen Band, das bis heute nie hervorgetreten ist.

Was sonst legt von meiner Ausbildung Beweis ab, als mich in die Arbeit, denn es ist eine, der Auflösung zu begleiten?

Sie haben sich jetzt zählen zu lassen.



Ich komme zu den anderen, die diese Arbeit nicht zu tun brauchen, weil sie nicht von meiner SCHULE gewesen sind – ohne daß sich sagen ließe, daß sie von ihr nicht vergiftet worden wären.

Mit ihnen starte ich ohne Verzug die Cause freudienne – und stelle für sie das aus der Gründung der SCHULE übernommene Basisorgan wieder her, nämlich das Kartell, von dem ich nach gemachter Erfahrung die Formalisierung verfeinere.²⁴

Erstens – Vier sollen sich wählen, um einer Arbeit nachzugehen, die ihr Produkt haben soll. Ich präzisiere: ein für jeden eigentümliches und nicht kollektives

Produkt.

Zweitens – Die Konjunktion von Vieren vollzieht sich um einen Plus-Einen, der, wenn es jemand ist, jemand sein soll. Mit der Auflage für ihn, über die dem Unternehmen innewohnenden Wirkungen zu wachen und ihre Bearbeitung zu veranlassen.

Drittens – Um der Klebewirkung vorzubeugen, soll nach dem festgelegten Ablauf eines, höchstens zweier Jahre eine Permutation stattfinden.

Viertens – Kein Fortschritt ist zu erwarten, wenn nicht von einer periodischen Preisgabe der Resultate wie der Krisen der Arbeit.

Fünftens – Die Auslosung wird die regelmäßige Erneuerung von zu den Zwecken der Vektorisierung der Menge geschaffenen Anhaltspunkten sichern.

Die Cause freudienne ist nicht SCHULE, sondern FELD – wo jeder freie Bahn haben wird zu demonstrieren, was er mit dem Wissen macht, das die Erfahrung abwirft.

Ein FELD, zu dem die von der EFP wieder stoßen werden, sobald sie sich von dem entlastet haben werden, was ihnen jetzt mehr zur Last fällt als mir.

•

Ich kürze hier die für das Ingangbringen nötige Klarstellung ab.

Denn ich muß schließen über dem Mißverständnis, von den Frauen, von denen ich bei meinem letzten Seminar gesagt habe, sie seien nicht des phallischen Genießens beraubt.

Man imputiert mir zu denken, daß es Männer sind. Das frage ich Sie ein wenig.

Das phallische Genießen nähert sie Männern nicht an, entfernt sie eher von ihnen, denn dieses Genießen ist Hemmnis für das, was sie mit dem Geschlechte ten der anderen Spezies paart.

Ich komme diesmal dem Mißverständnis zuvor, indem ich unterstreiche, daß das nicht heißen soll, daß sie nicht mit einem einzigen, von ihnen Gewählten, die wahrhafte Befriedigung haben könnten – die phallische.

Eine Befriedigung, die sich situiert von ihrem Bauch aus. Aber als antwortend dem Sprechen des Mannes.

Dazu ist es notwendig, daß sie es gut trifft. Daß sie auf den Mann trifft, der ihr gemäß ihrem Grundphantasma spricht, ihrem.

Sie zieht daraus manchmal Wirkung der Liebe, immer des Begehrens.

Das kommt nicht so oft vor. Und wenn es vorkommt, macht das deshalb noch keine geschriebene, nämlich ins Reale eingetragene Beziehung.

Von dem, was ich die Nicht Beziehung genannt habe, hatte Freud die Idee, trotz seiner Reduktion des Genitalen auf das Faktum der Fortpflanzung.

Ist das nicht in der Tat das, was er ausführt vom Unterschied des Triebes, den er phallisch nennt, zu dem, von dem er behauptet, daß er vom Genitale substituiert?

Hätte er den Dualismus dessen bemerkt ohne die Erfahrung, in der er war, der Psychoanalyse?

Das phallische Genießen ist gerade jenes, das der Analysant konsumiert.

So. Ich verlasse Sie.

Ich hätte gern, daß man mir Fragen stellt. Daß man sie mir schriftlich stellt. Daß man sie mir schickt. Ich werde darauf in der kommenden Woche antworten, wenn sie die Mühe lohnen.

In der kommenden Woche werde ich Ihnen auch sagen, wie das arbeitet, die Auflösung.

11. März 1980²⁵

Eric Laurent, Generalsekretär der E.F.P., bringt dem Vernehmen nach mit Zustimmung Lacans – vor dem Treffen am 15. März ein Papier in Umlauf, das diejenigen unterzeichnen sollen, die verhindern wollen, daß die Gruppe, die die einstweilige Verfügung beantragt hat, den Namen „Ecole freudienne“ ursupiert – und die gewillt sind, durch ihr Votum die Entscheidung Lacans vom 5. Januar rechtskräftig zu machen.

Le Matin druckt die Begrüßungsansprache Lacans auf dem Treffen vom 15. März:

Guten Tag, meine guten Freunde, da sind Sie zum Rendezvous. Die Schule vollendet ihren Lauf, Sie sind noch da mit mir. Ich bin ausgegangen von Folgendem: daß sie tot war und daß sie es nicht wusste. Das heißt, daß sie es verdrängte, wodurch sie ein lebendiges Aussehen hatte. Woher hatte sie das, dies Aussehen? Von jenem „Leben“ gerade – ich setze Leben in Führungszeichen –, von jenem Leben, von dem bei einem Subjekt das Verdrängte beseelt bleibt. Dies zumindest solange, bis es reduziert wird durch die Analyse auf das Urverdrängte²⁶.

Das ist das, was Freud beim Traum als Nabel bezeichnet. Es ist das, was nicht minder herauskommt beim Lapsus. Schließlich ist es das, was der Witz zerniert – er zerniert es, denn mehr kann er nicht tun. Die analytische Interpretation muß

ein Witz sein. Na, ich habe einen gemacht – als ich gesagt habe: Lösung! Das war mein ureigenstes HeUREka. Danach hat's überall angefangen zusammenzukrauchen. Das ist das, was sich eine wirksame Interpretation nennt.

Ich habe es Ihnen schreiben müssen. Ich habe das am 5. Januar getan. Und das war was? Ein Liebesbrief. Keiner hat's gemerkt, trotz allem Liedchenhaften, das ich darum geflochten habe.

Ich bin nicht dabei, Ihnen zu sagen, daß ich auf Ihr schulkollektives Unbewußtes/inconscient écollectif einwirke. Sondern, daß die Schule, ja, Symptom war. Symptom, aber nicht das gute. Symptom, geben Sie acht, ist per antiphrasim gesagt, weil sich in ihm das bezeichnet, was nicht einig wird. In dieser Schule ist man sich nur über eins einig: man liebt mich. So sehr, daß man möchte, daß die Ewigkeit sich beeilt, mich in mich selbst zu verwandeln. Ich, ich habe es nicht eilig, ich liebe mich nicht so sehr, daß ich ich selbst sein möchte.

Offenkundig bin ich zu einem Signifikanten geworden – in zwei Wörtern. Der Signifikant, zu dem ich geworden bin, das spricht sich aus, scheint's: label Lacan/ Marke Lacan. Diese Kiste geht mir schon lange auf den Wecker. Die Schöne Lacan/la belle Lacan kann nur geben, was sie hat. Jetzt gibt's Schwächlinge, die meinen Namen auslöschen möchten. Das möcht' ich auch, da hätt' ich meine Ruhe. Aber ich bin gewarnt, wohin dieser Wunsch jenen anderen Schwächling Marquis de Sade geführt hat. Er ist unversenkbar geworden. Und ich auch, wie's scheint, denn sie schaffen's nicht, mich plumpsen zu lassen.

Warum wollen sie bloß, daß mein Name ausgelöscht werde? Weil sie glauben, daß das der Herrens signifikant ist, der, dem ich, es ist schon lange her, den Index 1 gegeben habe. Na, sie täuschen sich, es ist nicht der eine, es ist der andere.

Man muß sagen, daß ich mich nicht zu beklagen habe über diese Schule, was das Inumlaufbringen meiner Signifikanten angeht. Aber dieser Umlauf hat Wirkungen, übrigens rein statistische, die ihre Virulenz abschwächen. Die Virulenz, zweifellos ist es das, wonach mich verlangt, um die Erfahrung wiederzubeleben, die nicht mehr die der Schule sein kann. Die Wirkung der Gruppe steht gegen die Wirkung des Subjekts, die für uns nur gilt durch die für den Analytiker notwendige Entsubjektivierung. Die Gruppe ist dadurch definiert, daß sie eine synchrone Einheit ist, deren Elemente die Individuen sind. Aber ein Subjekt ist nicht ein Individuum.

Was ich an Neuem tun werde, habe ich la Cause freudienne/die Freudsche Ursache genannt, im Sinne dessen, was ich von ihrer Funktion gesagt habe als von ihrer Natur her nicht bloß erkannt seiend, sondern Ursache von dem, was

hapert.

Es hapert in der analytischen Gruppe, präzise deshalb, weil sie nicht synchron sein kann, sondern Symptom. Aber es hapert nicht in dem Schrieb, wo ich die Frage engfasse.

Die Gruppe ist unmöglich – unmöglich aufzulösen. Daran habe ich auch nicht im Traum gedacht. Aber die Schule ist nicht mehr das, was angebracht ist, um dieses Unmögliche zu schützen.

Das Neue, das ich tun werde, ist immer dasselbe, wohlgemerkt, aber anders.

Ich möchte Ihnen jetzt nicht davon sprechen. An Ihnen, sich von der Schule zu lösen, um mich zu treffen.

Ich werde Ihnen nicht erklären, warum ich auflöse. Was mir gestern abend gekommen ist in Form dieses einstweiligen Papiers, versichert mich der Tatsache, daß es welche gibt, die kapieren.²⁷

Während des Treffens, an dem etwa 300 Analytiker teilnehmen, ergreift – im Namen der Analysanten – Louis Althusser, den man heimlich eingeschleust hat, das Wort zu einer heftigen Attacke gegen Lacan und die lacantreuen Analytiker. Im vorläufigen Bulletin der E.F.P. soll ein offener Brief Althussters an die Analysanten und Analytiker veröffentlicht werden.

An der Generalversammlung der E.F.P. vom 16. März nehmen 462 Mitglieder teil. Man beschließt die Erweiterung des Verwaltungsrats und die Benennung mehrerer Vizepräsidenten statt eines einzigen.

BRIEFKASTENFIRMA UND WUNDERKLEBER

In seinem Seminar vom 18. März präzisiert Lacan, wie die *Cause freudienne* funktionieren soll:

Monsieur A., Philosoph, der von ich weiß nicht woher aufgetaucht ist, um mir die Flosse zu drücken am vergangenen Samstag, hat mich einen Titel Tristan Tzaras wieder hervorholen lassen.

Das datiert von Dada her, das heißt nicht von Rundschritten, die bei „Littérature“ beginnen – einer Zeitschrift, der ich keine Zeile gegeben habe.

Man imputiert mir gern einen Surrealismus, der bei weitem nicht nach meiner Laune ist. Ich habe das bewiesen, indem ich dazu nur zur Seite beigetragen habe, und auf die Späte, um André Breton zu necken. Ich muß sagen, daß Eluard mich rührte.

Monsieur A. dagegen rührt mich nicht, denn er hat mir den Titel zukommen lassen: Monsieur Aa, der Antiphilosoph.

Das, das hat mir die Sprache verschlagen.

Während, als ich Tzara, der im selben Haus wohnte wie ich, in der Rue de Lille 5, Das Anstehen des Buchstabens übergab, ihn das völlig kaltgelassen hat. Ich glaubte immerhin, etwas zu sagen, das ihn interessieren konnte.

Also, überhaupt nicht. Sie sehen, wie man sich täuscht.

Tzara delirierte bloß über Villon. Allerdings mißtraute er diesem Delir.

Daß er über mich deliriert, danach hatte ich keinerlei Bedürfnis. Es gab bereits genug, die das taten. Und das dauert noch.

Da Sie nicht alle mit mir gewesen sind Samstag und Sonntag, weil Sie, Gott sei Dank, nicht alle von meiner armen Schule sind, haben Sie keine Vorstellung davon, wie weit das geht, das Delir über mich.

Was mir Hoffnung gibt, ist, daß Tzara ihn schließlich fallen gelassen hat, den François Villon, genau wie ich übrigens.

•

Dieser Monsieur Aa ist Antiphilosoph. Das ist mein Fall.

Ich stehe auf, wenn ich so sagen kann, gegen die Philosophie. Was sicher ist, ist, daß das eine fertige Sache ist. Selbst wenn ich darauf gefaßt bin, daß das wieder einen Trieb ansetzt.

Diese Ausschläge ereignen sich oft bei fertigen Sachen. Schauen Sie sich diese erz fertige SCHULE an: bis jetzt gab's da Juristen, die Analytiker geworden waren, nun, jetzt wird man Jurist, weil man nicht Analytiker geworden ist.

Und selbst dann noch ein Winkeljurist, wie Pierre Legendre ihnen nicht hinterhergeschickt hat.

•

Muß ich präzisieren? Ich denke nicht einmal im Traum daran, die Ecole Normale Supérieure aufzulösen, wo ich eine zeitlang die beste Aufnahme gefunden habe.

Mein Blitz hat just daneben eingeschlagen, Rue Claude Bernard, wo ich die meilige SCHULE eingerichtet hatte, in ihre Möbel.

Die Cause freudienne dagegen hat kein anderes Möbel als meinen Briefkasten. Eine Mittellosigkeit, die allerlei Vorteile hat: niemand verlangt, in meinem Briefkasten Seminar zu halten.

Ich muß erneuern, habe ich gesagt – ohne hinzuzufügen: nicht ganz allein.

Ich sehe das so: daß jeder das Seinige dazu tut.

Dann mal los. Tun Sie sich zu Mehreren zusammen, kleben Sie sich zusammen die Zeit, die es braucht, um etwas zu machen, und dann lösen Sie sich danach auf, um etwas anderes zu machen.

Es geht darum, daß die Cause freudienne dem Gruppeneffekt entgeht, den ich Ihnen denunziere. Von daher leitet sich ab, daß sie nur durch das Vorübergehende dauern wird, ich will sagen – wenn man sich löst, ehe man so aneinander klebt, daß man nicht mehr daraus zurück kann.

Dazu braucht's nicht viel:

- einen Briefkasten, siehe oben,*
- einen Kurier, der bekanntmacht, was in diesem Kasten als Arbeit vorgeschlagen wird,*

- einen Konkreß, oder besser, ein Forum, wo das ausgetauscht wird,*

- schließlich die Publikation, unvermeidlich, für's Archiv.*

Außerdem muß ich damit ein Gewirbel einführen, das Ihnen günstig sei.

Das ist es, oder der Wunderkleber.

•

Sehen Sie, wie ich das setze durch kleine Striche. Ich lasse Ihnen Ihre Zeit zum Begreifen.

Begreifen was? Ich brüste mich nicht damit, Sinn zu machen. Mit dem Gegenteil ebensowenig. Denn das Reale ist das, was sich dem widersetzt.

Ich habe Marx als den Erfinder des Symptoms geehrt. Dieser Marx ist jedoch der Wiederhersteller der Ordnung, aufgrund der bloßen Tatsache, daß er dem Proletariat la dit mension |das Sag Maß|die Dimension des Sinns wieder ein geblasen hat. Dazu hat es genügt, daß er das Proletariat so nennt.

Die KIRCHE ist genau da fündig geworden, das ist es, was ich Ihnen am 5. Januar gesagt habe. Nehmen Sie zur Kenntnis, daß der religiöse Sinn einen Boom machen wird, von dem Sie keinerlei Vorstellung haben. Denn die Religion ist die ursprüngliche Wiege des Sinns. Das ist eine Evidenz, die sich aufdrängt. Denen, die verantwortlich sind in der Hierarchie, mehr als anderen.

Ich versuche, dagegen anzugehen, damit die Psychoanalyse keine Religion sei, wozu sie hier unwiderstehlich tendiert, seit man sich einbildet, daß die Interpretation allein vom Sinn her operiert. Ich lehre, daß ihre Triebfeder anderswo ist, namentlich im Signifikanten als solchen.

Wogegen die Widerstand leisten, die die Auflösung in Panik versetzt.

Die Hierarchie stützt sich nur darauf, daß sie den Sinn handelt. Deshalb hebe ich keinen Verantwortlichen in den Sattel über die Cause freudienne. Es ist das

Gewirbel, auf das ich zähle. Und, ich muß das sagen, auf die in meinem Unterricht angesammelten Ressourcen der Lehre.

Ich komme zu den Fragen, die mir auf meine Aufforderung hin gestellt worden sind.

Ich sehe nicht, warum ich Einwände dagegen haben sollte, daß sich Kartelle der Cause freudienne in Quebec bilden. Ich präzisiere: unter der einen Bedingung, daß man es dem Kurier der besagten Cause mitteilt.

Wird der Plus-Eine ausgelost? – fragt mich Pierre Soury, dem ich antworte, nein, die Vier, die sich verbinden, wählen ihn.

Er schreibt mir außerdem Folgendes, das ich Ihnen vorlese:

„Für die Tausend der Cause freudienne werden sich Kartelle anfangs durch gegenseitige Wahl bilden und sich dann, durch eine allgemeine Neuverteilung, durch Auslosung innerhalb der großen Menge neu bilden. Was einschließt, daß unter den Tausend gleich wer veranlaßt sein kann, in einer kleinen Gruppe mit gleich welcher anderen Person zusammenzuarbeiten.“

Ich mache ihn darauf aufmerksam, daß das nicht das ist, was ich gesagt habe, denn von diesen Tausend, die übrigens mehr sind, lade ich für den Augenblick nur die Nicht-Mitglieder der SCHULE ein, sich zu Kartellen zu formieren. Also keine „große Menge“. Und ich schließe keine allgemeine Auslosung ein, sondern lediglich, um die provisorischen Instanzen zusammenzusetzen, die die Anhaltspunkte der Arbeit sein werden.

Dies gesagt, beglückwünsche ich Soury, daß er die Zusammenarbeit in der Cause von gleich wem mit gleich wem formuliert. Das ist ja in der Tat das, was es zu erreichen gilt, aber auf Termin: daß es so wirbelt.

Jemand anders beunruhigt sich darüber, was das genau heißen soll, ein A.E. auf der Höhe zu sein. Es ist ein A.E., der mich das fragt. Nun, er soll meine Proposition vom Oktober 1967 lesen. Er wird sehen, daß das zumindest mit sich bringt, daß man sie aufschlägt.

Wieder jemand anders bittet mich, die Beziehung von dem, was ich den Kleister genannt habe, zu dem zu artikulieren, was Freud hinsichtlich der Verdrängung die Fixierung nennt. Das ist übrigens eine Person, die sich nicht damit begnügt, mir diese Frage zu schicken, sondern die Texte hinzugefügt. Um die Wahrheit zu sagen, sie hat sie mir nicht geschickt, sie hat sie mir gestern, bei mir zu Haus, deponiert.

Es handelt sich um Christiane Rabant, die gerührt war, wie sie mir sagt, durch das, was mich hinsichtlich des Liebesbriefs auszusprechen angekommen ist.

Was ist das, was fixiert ist? Es ist das Begehren, das, weil es im Vorgang der

Verdrängung begriffen ist, sich in einer Dauerhaftigkeit erhält, die der Unzerstörbarkeit gleichkommt.

Das ist ein Punkt, auf den man bis zur Neige zurückgekommen ist, ohne den Biß zu lockern.

Darin kontrastiert das Begehren ganz und gar mit der Beweglichkeit des Affekts.

Die Perversion ist in der Hinsicht Fingerzeig genug, denn die einfachste Phänomenologie stellt ausreichend die Beständigkeit privilegierter Phantasmen heraus.

Indessen, wenn sie auch auf den Weg bringt seit grauer Vorzeit, so liefert sie uns doch nicht den Einstieg, denn es hat Freuds bedurft.

Es war nötig, daß Freud zuerst das Unbewusste entdeckte, damit er auf diesem Weg den deskriptiven Katalog dieser Begehren ordnete, anders gesagt: le sort des pulsions wie ich Triebchicksale²⁸ übersetze.

Das, was es in eine Form zu bringen gilt, ist die Verbindung dieser Fixierung des Begehrens zu den Mechanismen des Unbewußten.

Das ist genau das, worum ich mich bemüht habe, denn ich habe niemals beansprucht, über Freud hinauszugehen, was mir einer meiner Korrespondenten imputiert, sondern, ihn zu verlängern.

Ich werde am dritten Dienstag im April den anderen antworten. Sie können mir noch Fragen schicken. Ich langweile mich dabei nicht.

Es gibt welche von der SCHULE, die eine Tagung über die Arbeit der Auflösung veranstalten wollen. Ich bin dafür. Wenden Sie sich dazu an eine gewisse Colette Soler, an Michel Silvestre oder an Eric Laurent. Ich sage das zu den Mitgliedern der SCHULE.

18. März 1980²⁹

SCHLUSS

Am letzten Wochenende im September macht die erforderliche Mehrheit einer Generalversammlung Lacans Entscheidung vom 5. Januar rechtskräftig und löst formell die *Ecole freudienne* auf.

¹ SIGMUND FREUD: Brief an die Mitglieder der Psychologischen Mittwochs-Gesellschaft vom 22. September 1907, in: *Protokolle der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung*, hrsg. v. Herman

Nunberg u. Ernst Federn, Bd. I, Frankfurt/M.: Fischer 1976, 189/190.

² Ein Selbstzitat Lacans aus seinem Gründungspapier der *Ecole freudienne* von 1964, vgl. *L'excommunication*, La communauté psychanalytique en France II, hrsg. v. Jacques-Alain Miller, Supplement zu *Ornicar?* 8, Paris: Lyse 1977, 149.

³ JACQUES LACAN: *Lettre de dissolution*, in: *Le Monde* vom 11. Januar 1980; revidierte Fassung in: *Ornicar?* 20/21, Paris: Lyse: 1980, 9/10. Übersetzt von Hans Joachim Metzger.

⁴ Vgl. neben dem zitierten Band *L'excommunication* die Dokumentation über *La scission de 1953*, La communauté psychanalytique en France I, hrsg. v. Jacques-Alain Miller, Supplement zu *Ornicar?* 7, Paris: Lyse 1976; sowie JENNY AUBRY: *Où les chemins divergent*, in: *Ornicar?* 9, Paris: Lyse 1977, 41 ff.

⁵ Zur Diskussion um die „Lehranalyse“, vgl. den Artikel *Die Theorie der Lehranalyse aufstellen*, in: *Der Wunderblock* Nr. 2 und Nr. 4, sowie u. a. das der „passe“ gewidmete Heft 12/13 von *Ornicar?*, Paris: Lyse 1977.

⁶ Diese Zahlen nach *Libération* vom 18. Januar 1980.

⁷ Vgl. *L'excommunication*, 149.

⁸ Vgl. JACQUES-ALAIN MILLER in: *Le Matin* vom 10. Januar 1980.

⁹ Vgl. ARNAUD SPIRE: *Lacan, nous voilà*, in: *L'Humanité* vom 10. Januar 1980.

¹⁰ JACQUES-ALAIN MILLER: *Auto-interview*, in: *Libération* vom 10. Januar 1980.

¹¹ CHARLES MELMAN: „*Les tièdes je les vomirai de ma bouche*“, in: *Libération* vom 10. Januar 1980.

¹² CHARLES MELMAN: *Les détracteurs d'hier se rebiffent*, in: *Le quotidien du médecin* vom 15. Januar 1980.

¹³ So der Titel des diesjährigen Seminars von Lacan.

¹⁴ JACQUES ALAIN MILLER: *L'avenir d'un symptôme*, in: *Le Monde* vom 19. Januar 1980.

¹⁵ FRANÇOIS ROUSTANG: *Peut-être*, in: *Le Monde* vom 19. Januar 1980.

¹⁶ JEAN CLAVREUL: *L'église freudienne de Paris*, in: *Le Monde* vom 19. Januar 1980.

¹⁷ SUZANNE GINESTET-DELBREIL: „*Il n'y a pas de garant absolu de la vérité*“, in: *Libération* vom 19./20. Januar 1980.

¹⁸ JACQUES LACAN: *Lettre au journal „le Monde“*, in: *Le Monde* vom 26. Januar 1980 und in: *Ornicar?* 20/21, 13. Übersetzt von Hans-Joachim Metzger.

¹⁹ A.d.U.: Abkürzung für „Analyse de l'Ecole“, „Analytiker der Schule“.

²⁰ A.d.U.: Ein Terminus aus der Theorie der „passe“, der denjenigen bezeichnet, der dabei ist, dieselbe zu durchlaufen.

²¹ A.d.U.: Das Zitat stammt wieder aus Lacans Gründungspapier der E.F.P., vgl. *L'excommunication*, 152.

²² JACQUES LACAN: *Seminar vom 15. Januar 1980*, in: *Le Monde* vom 26. Januar 1980 und unter dem Titel *L'Autre manque* in: *Ornicar?* 20/21, 11–12. Übersetzt von Hans-Joachim Metzger.

²³ In: *Le Monde* vom 6. März 1980.

²⁴ A.d.U.: Vgl. das Gründungspapier der *Ecole* von 1964, *L'excommunication*, 149, in dem Lacan erstmals das Prinzip der Arbeit in kleinen Gruppen formuliert, die er „cartels“ nennt.

²⁵ JACQUES LACAN: *Seminar vom 11. März 1980*, unter dem Titel *D'écologie* in: *Ornicar?* 20/21, 14–16. Übersetzt von Hans-Joachim Metzger.

²⁶ A.d.U.: „Urverdrängt“ im Original deutsch.

²⁷ JACQUES LACAN: *Begrüßungsansprache vom 15. März 1980*, in: *Le Matin* vom 18. März 1980. Übersetzt von Hans Joachim Metzger.

²⁸ A.d.U.: „Triebchicksale“ im Original deutsch.

²⁹ JACQUES LACAN: *Seminar vom 18. März 1980*, unter dem Titel *Monsieur A.* in: *Ornicar?* 20/21, 17–20. Übersetzt von Hans-Joachim Metzger.

Jacques Lacan Schriften III

(Ecrits) Aus dem Französischen von Norbert Haas, Franz Kaltenbeck, Friedrich A. Kittler, Jochen Metzger, Monika Metzger, Ursula Rütt Föster
Etwa 280 Seiten. Leinen ca. DM 58, Fr. 52.

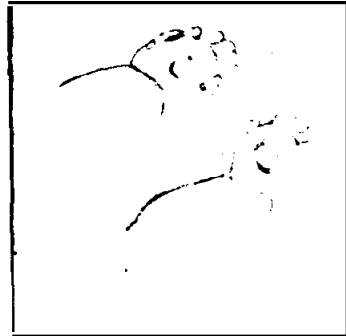
Die neue Auswahl enthält auch Texte, die nicht in die französischen Ecrits aufgenommen sind. Inhalt: Die Familie (1938), Von dem was uns voranging (1966), Jenseits des «Realitätsprinzips» (1936), Vortrag über die psychische Kausalität (1950), Über eine Absicht (1966). Einführung zum Kommentar von Jean Hyppolite über die «Verneinung» bei Freud (1954). Gesprochener Kommentar über die «Verneinung» bei Freud (1954), Antwort auf den Kommentar von Jean Hyppolite über die «Verneinung» bei Freud (1954), Leitlinien für einen Kongreß über die weibliche Sexualität (1960), Maurice Merleau-Ponty (1961), Die logische Zeit und die Assertion der antizipierten Gewißheit (1945).

Walter-Verlag

Olten und Freiburg i. Breisgau

Uwe Hentschel
Gudmund Smith
EXPERIMENTELLE
PERSÖNLICHKEITS-
PSYCHOLOGIE

1980, ca. 380 Seiten, zahlreiche Abbildungen, kart., ca. DM 80,—



In einer Reihe von Beiträgen wird Persönlichkeit von einer prozeßorientierten, funktionalistischen und psychodynamischen Sicht her beschrieben. Weiterhin werden zu den „kognitiven Aspekten der Persönlichkeit“ Untersuchungsmethoden aufgezeigt, durch die das Zusammenspiel von bewußten und unbewußten Informationsverarbeitungsprozessen deutlich wird. Die Gemeinsamkeiten **verschiedener** Untersuchungsmethoden werden herausgestellt und Probleme von genereller Bedeutung für die Persönlichkeitspsychologie diskutiert.

Akademische Verlagsgesellschaft
Postfach 1107 · D-6200 Wiesbaden